M 3529 E
Nr. 1/Januar 1986
7,– DM
Österreich 50 öS · Schweiz 7,– sfr
Frankreich 25 FF · Luxemburg 160 lfr
Italien 6000 L · Spanien 400 Ptas
Finnland 20 fmk · Holland 7,50 hfl
Erstverkaufstag: 27. 12. 85

PAN

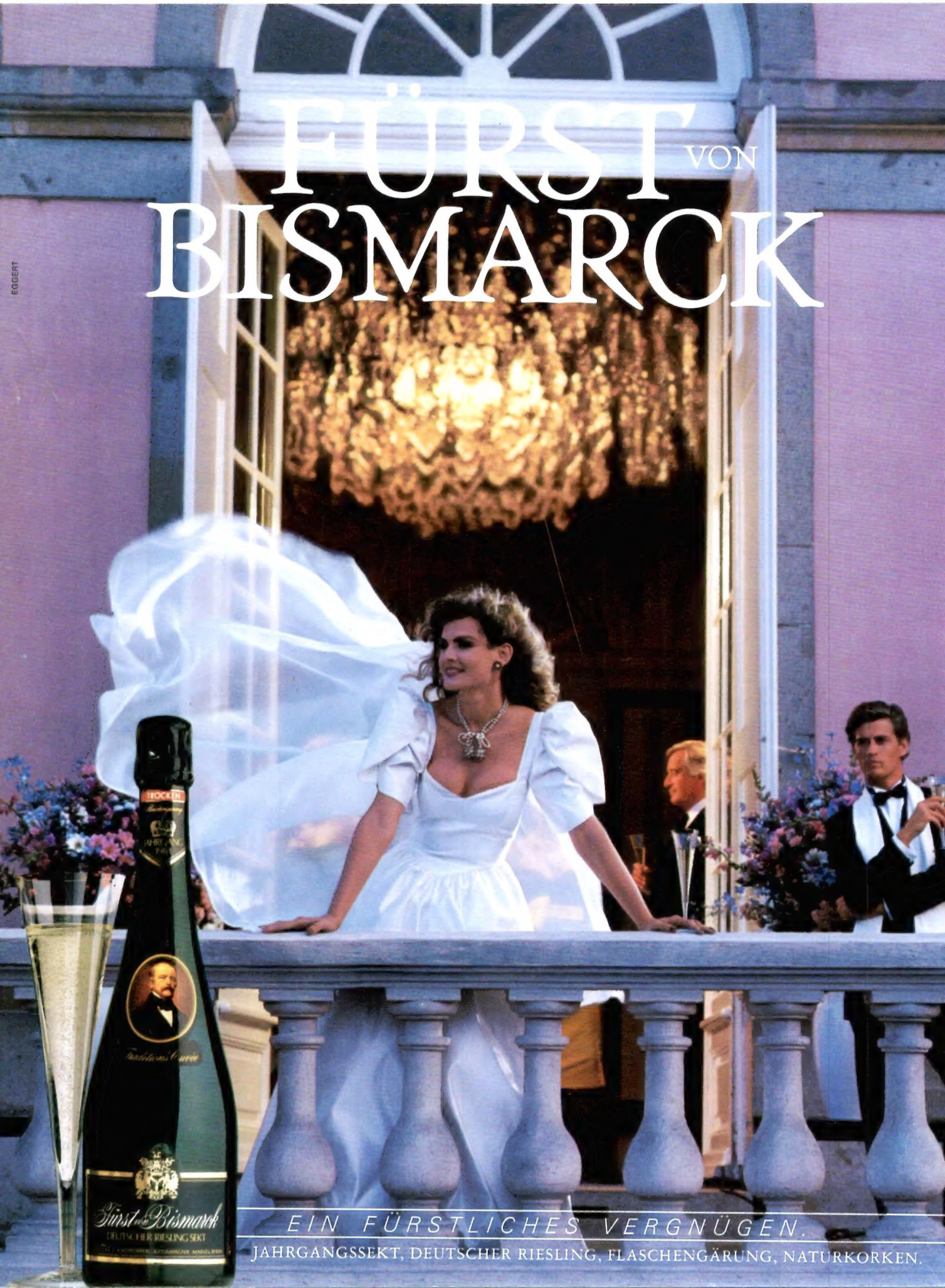
Unsere herrliche Welt

Segantini
Der Seher aus dem Engadin

Teezeremonie
Vom Getränk zum Kult

Salzburg
Auf Mozarts Spuren

Porträt
Das Bergische Land


FÜRST VON
BISMARCK
EGGERT
TROCKEN
Fürst von Bismarck
DEUTSCHER RIESLING SEKT
EIN FÜRSTLICHES VERGNÜGEN.
JAHRGANGSSEKT, DEUTSCHER RIESLING, FLASCHENGÄRUNG, NATURKORKEN.

In diesem Monat

Januar 1986

Giovanni Segantini
Manche seiner Bilder weisen Ähnlichkeit mit Jugendstilgemälden auf, und viele Werke muß man der Kunstrichtung „Symbolismus" zuordnen. Doch im Grunde war der gegen die akademische Kunst rebellierende Maler ein Realist, ein Wirklichkeitssucher eigener Prägung. Ein Mann, der das Wesentliche des Daseins aufspüren und im Bilde darstellen wollte. Er fand es in der Welt und in der Lebensweise der Engadiner Bergbauern. Dort schuf er auch sein Hauptwerk, das Triptychon „Werden – Sein – Vergehen", das man im Museum Segantini in St. Moritz bewundern kann. In der Kunsthalle Hamburg hängt sein „Glaubenstrost", 1896, ebenfalls exemplarisch für den Italiener. **4–23**

Das Bergische Land
Wuppertal, Solingen, Remscheid – man kennt die industriellen Ballungsräume. Doch die Region zwischen Ruhr und Sieg zeigt ihr typisches Gesicht abseits der Städte. **24–37**

Mozart und Salzburg
Er ist allgegenwärtig. Wo immer man sich aufhält, irgend etwas bringt einem zu Bewußtsein: Dies ist die Mozartstadt. Ob das Mozarthaus, ob das Mozarteum, ob Mozartfestspiele oder Mozartkugeln: Salzburg lebt von Mozart. Die Stadt und ihr größter Sohn – ein Kapitel mit verblüffenden Passagen. **46–61**

Teetrinken – ein Kult
Erst kam das Getränk. Dann kam das Zeremoniell. Und in Europa wächst die Zahl derer, die ihren Tee nach fernöstlichen Riten zu sich nehmen. **38–45**

Rubriken

Umschau	**62–69**
TV-Kultur	**70**
Bücher	**71**
Leserpost	**72/73**
Dr. Globerich	**74/75**
Lexikon	**76/77**
Ausstellungskalender	**78/79**
Ausstellungen	
Toulouse-Lautrec	**80–86**
William Hogarth	**88–93**
Gold der Frühzeit	**94–97**
Impressum	**98**

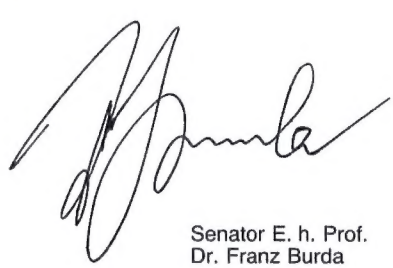
Liebe PAN-Leser

„Mittag über den Alpen", 1891 (Ausschnitt). Die Welt der Bergbauern bot Segantini jene einfachen Motive, in denen er schließlich die wesentlichen Dinge menschlicher Existenz wiedergab. Öl, 77,5 x 71,5 cm. Otto Fischbacher, Giovanni-Segantini-Stiftung, St. Gallen. St. Moritz, Museum Segantini

Zum Titelbild
„Ave Maria bei der Überfahrt", 1886.
Siehe Seiten 18/19

Vor vielen Jahren war's, in St. Moritz. Mein Leben lang haben die Berge mich stark angezogen, und deswegen war ich damals als junger Mann ins mir noch unbekannte Engadin gefahren. In St. Moritz nun kam ich mit einem sehr gebildeten, kunstsinnigen Schweizer ins Gespräch, und der meinte, ich dürfe den Ort nicht verlassen, ohne das Segantini-Museum besucht zu haben. Ich mußte gestehen, daß mir zu dem Namen kaum etwas einfiel. Mein Gesprächspartner sagte, kein anderer Künstler habe die Erhabenheit, die Majestät des Hochgebirges so erfaßt und geschildert wie Segantini. Das bewog mich Bergbegeisterten, das Museum aufzusuchen. In der Tat, der Schweizer Kunstfreund hatte nicht zuviel versprochen. Sondern zuwenig. Diese Bilder waren nicht nur großartige Landschaftsgemälde, sie waren auf bemerkenswerte Weise, trotz der völlig wirklichkeitsgetreuen Darstellung, Sinnbilder der Schöpfung. Bilder, in denen die wenigen wahrhaft wesentlichen Dinge auch des menschlichen Lebens aufleuchteten, bar aller Verkleidung, ohne all das Drumherum, das uns meist den Blick für das Entscheidende unseres Daseins verstellt: daß nämlich der Mensch nur Teil eines gewaltigen Schöpfungswerkes ist. Eines Werkes, dessen Dimensionen wir in guten Stunden vielleicht einmal ahnen, aber kaum begreifen. Die Kunstgeschichte hat Segantini manchen -ismus angehängt, vom Realismus über den Divisionismus bis zum Symbolismus. Für mich ist er, ganz einfach, ein Künstler, der über die engen Grenzen unserer Existenz hinausgeschaut und das, kaum verschlüsselt, bildlich wiedergeben hat. Liebe PAN-Leser, ein neues Jahr fängt an. Es mit der tiefgründigen Kunst Segantinis zu beginnen, scheint mir kein schlechter Start für nachdenkliche Menschen. Ich wünsche Ihnen ein gutes 1986!

Ihr



Senator E. h. Prof.
Dr. Franz Burda

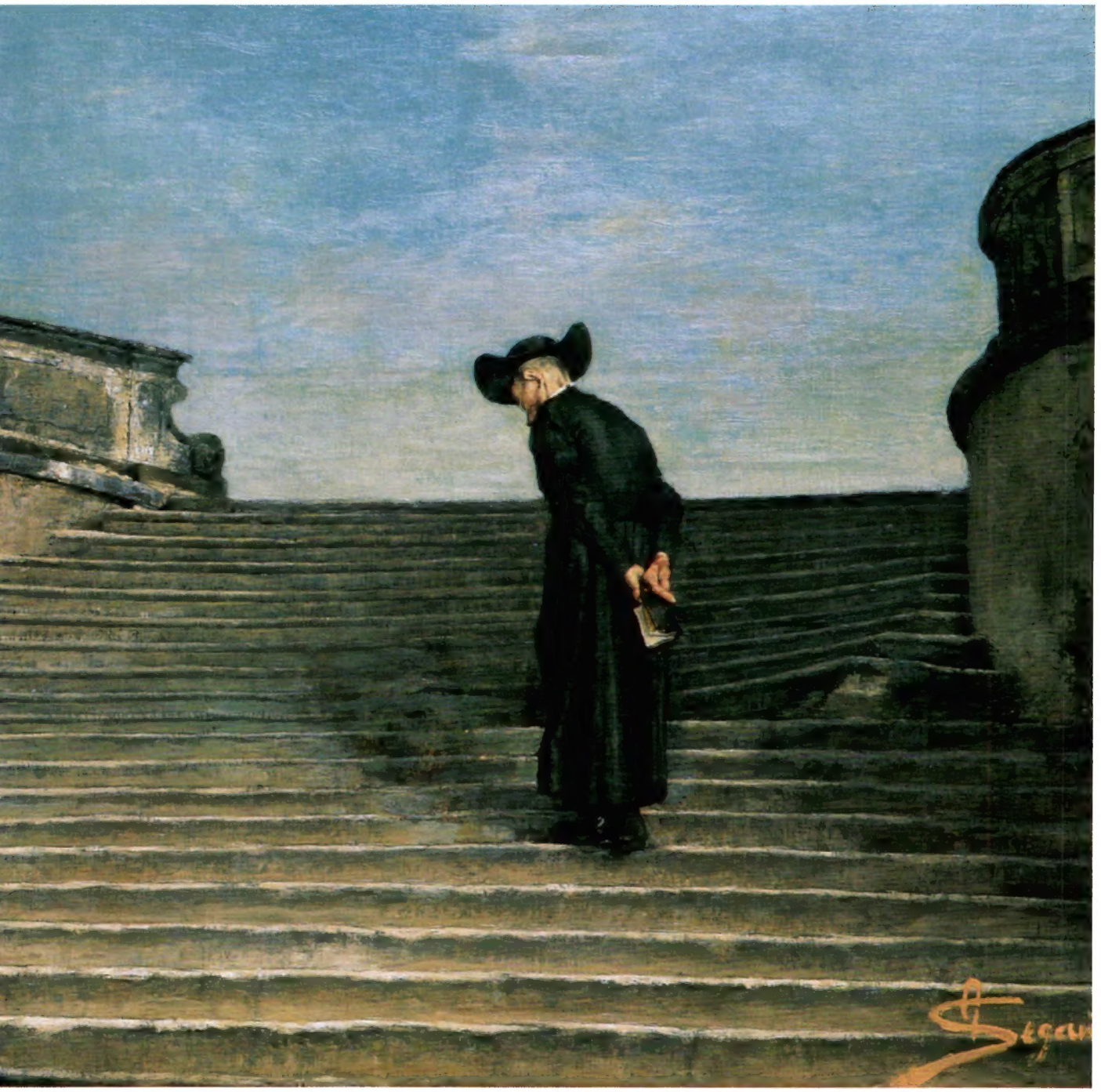
EIN SEHER IN DIE WEITE UND DIE TIEFE

Giovanni Segantini.
Ein kurzes Leben, beladen mit Schicksal, das noch für zwei genug gewesen wäre. Aber ebenso reich an Liebe und künstlerischer Erfüllung. Und an faszinierenden Visionen

„Die bösen Mütter", 1897. Dieses Gemälde ist sozusagen die Kehrseite von Segantinis hoher Auffassung von Mutterschaft und Mutterliebe: Die bösen Mütter und die Wollüstigen bestraft er „in einem Nirwana aus Schnee und Eis. Es sind ins Leere geschleuderte Figuren . . ." Das Motiv hat den Maler mehrfach beschäftigt. Öl, 40 x 73 cm. Zürich, Kunsthaus

„Zur Frühmesse", 1884/85. Oder ist es „Die letzte Messe", wie es in einer Notiz auf der Zeichnung links heißt, zu der ein Priester in der Dämmerung die Kirchentreppe von Veduggio in der Brianza hinaufsteigt?

Segantini war ein gläubiger Mann, doch nicht auf eine Konfession festgelegt; für ihn waltete Göttliches in aller Schöpfung: „Ich war überzeugt, daß Gott in uns ist und daß jeder von uns ein Teil Gottes ist."
Öl, 108 x 211 cm. Otto Fischbacher, Giovanni-Segantini-Stiftung, St. Moritz, Museum Segantini



„Ich war überzeugt,
daß jeder von uns
ein Teil Gottes ist“

Giovanni Segantini

„Vergehen" oder „Harmonie des Todes" aus dem Triptychon der Natur, 1896–99. „Werden" und „Sein", die beiden anderen Teile, zeigen eine Abendlandschaft. Der Tod aber kommt unter einem hellen Morgenhimmel. Öl, 192 x 322 cm. Gottfried-Keller-Stiftung; St. Moritz, Segantini-Museum

„Eine Wirklichkeit ohne
Ideal ist eine
Wirklichkeit ohne Leben“

Giovanni Segantini

„Die Einsegnung der Schafe", um 1884. Im naturverbundenen Dasein der Bauern und der Älpler fand Segantini ursprüngliches Leben, nach dem er wie Gauguin, van Gogh und viele andere Maler seiner Zeit suchte; hier war der Mensch noch sichtbar in den Kreislauf der Natur eingebettet wie alle Kreatur – Harmonie der Schöpfung. Öl, 198 x 120 cm. St. Moritz, Segantini-Museum. Zeichnung; Pastell auf Papier, 1890. Institut für Kunstwissenschaft, Zürich

„Ich bin ein Kind der Berge dem Blute nach"

Giovanni Segantini

„Steinpilze", 1886. Segantini hat eine große Zahl von Stilleben gemalt, deren „tastbare Körperhaftigkeit" sein Biograf Corrado Maltese hervorhebt. Die Zahl der Fälschungen ist aber vielleicht noch größer, so befürchtet Maltese. Öl, 56 x 78 cm. St. Moritz, Segantini-Museum

„Man muß die sogenannte Natur übertreffen“

Giovanni Segantini

„Rückkehr aus dem Wald", 1890. Die Natur bedroht ihre Geschöpfe und gibt ihnen zugleich die Mittel, sich der Bedrohung zu erwehren: ein Bild von wuchtiger Symbolkraft. Öl, 64,5 x 95,5 cm. Otto Fischbacher, Giovanni-Segantini-Stiftung, St. Moritz, Museum Segantini

Ein naturgetreues
Bild – und
doch voller Symbolik

Die Heilige Familie, von Segantini in seine Zeit versetzt

„Ave Maria bei der Überfahrt", 1886. Hier wandte Segantini erstmals die Technik des französischen Neo-Impressionismus an: Reine Komplementärfarben werden nebeneinandergesetzt – erst im Auge des Betrachters vermischen sie sich. Segantinis ureigene Abwandlung der Methode: Er zieht feine Farbfäden über die gesamte Fläche. Öl, 120 x 93 cm. Otto Fischbacher, Giovanni-Segantini-Stiftung, St. Moritz, Segantini-Museum. Oben das gleiche Motiv in Kreide auf Karton, 1890–92.

„Der Engel des Lebens", 1894. Segantini hat dieses Motiv mehrmals aufgegriffen. Es ist ein Symbolbild der Mutterschaft und zugleich eine Huldigung an Segantinis Frau, Lucia „Bice" Bugatti. Öl, 276 x 212 cm. Mailand, Galleria d'Arte Moderne

„Der Engel des Lebens", 1896. „Mutterschaft galt ihm als höchste Erfüllung von Liebe, und Liebe war für ihn im weitesten Sinn des Wortes Leben", schreibt Segantinis Biograf Hans A. Lüthy. Farbstift auf Karton, 59,5 x 43 cm. St. Moritz

Die einen nennen ihn einen Realisten, die anderen einen Idealisten; er wird dem Symbolismus zugezählt, dem Jugendstil, dem Neo-Impressionismus oder Divisionismus; viele kennen ihn nur als Maler sentimentalischer Genrebilder; nicht wenige betrachten ihn als einen Künstler von bleibender Geltung und europäischem Format; die Italiener zählen ihn zu den Ihren; in der Kunstgeschichte der Schweiz erhält er meist ein besonderes Kapitel; er war einmal einer der populärsten Maler; er ist heute oft vergessen und in den Werken über moderne Kunst kaum erwähnt; er war von größter Bescheidenheit und hatte gigantische Pläne; er war von starker Weltbezogenheit und suchte die große Einsamkeit. Er war ein ausgesprochener Einzelgänger und doch tief verankert in der Sinngebung seiner Zeit – Giovanni Segantini."

So skizziert und charakterisiert K. Farner in Kindlers Malerei-Lexikon den Künstler, der in seinen Bildern aus der Welt der Bauern und Hirten in den Schweizer Bergen das Wesentliche des Lebens erfassen und wiedergeben wollte; das Wesentliche, wie es Jahrhunderte vor ihm der Angelus Silesius (1624–77) gemeint hat, als er schrieb: „Mensch, werde wesentlich/; denn wenn die Welt vergeht / So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht."

Giovanni Segantini, am 15. Januar 1858 in Arco, einem Städtchen nahe dem Gardasee, geboren, erlebt eine bedrückende Jugend. Seine Mutter stirbt 1865. Die Armut zwingt den Vater, mit dem kleinen Sohn nach Mailand, zu seinen Kindern aus erster Ehe, zu übersiedeln. Doch die leben selber in kümmerlichen Verhältnissen; die Drogerie, die sie betreiben, ernährt sie kaum. 1866 stirbt Vater Agostino Segantini an einer Brustfellentzündung. Die junge Halbschwester Domenica sorgt nun für Giovanni, doch sie ist der Aufgabe nicht gewachsen. Es muß eine schreckliche Zeit gewesen sein, sicherlich für beide. Eines Tages flüchtet Giovanni. Der ständige Hunger, die Angst vor Schlägen haben ihn auf die Idee gebracht, nach Frankreich zu gehen.

Bauern finden den erschöpften, halbverhungerten Jungen. Sie nehmen ihn auf, er hütet fortan ihre Schweine und Schafe und bekommt endlich genug zu essen. Giovanni ist glücklich in der ländlichen Umgebung. Diese Eindrükke der frühen Kindheit prägen ihn für das ganze Leben, und sie werden später auch seine Kunst prägen.

Giovanni kehrt noch einmal zur Stiefschwester nach Mailand zurück. Doch bald sucht er, inzwischen zehn Jahre alt, wieder die Freiheit, Enge und Strafen nicht ertragend. Er wird aufgegriffen und in die Mailänder Anstalt für verwahrloste Kinder eingewiesen. Für ihn ist es ein Glücksfall: Ein alter Priester nimmt sich seiner an, lehrt ihn lesen, schreiben und mit Kohle zeichnen. Als der väterliche Freund stirbt, nimmt Giovanni selbst sein Leben in die Hand. Er macht eine Lehre bei einem Fahnenmaler, erwirbt Kenntnisse im Fotolabor des Halbbruders Napoleone. Und noch etwas zeichnet sich ab: ein ungebrochener Lebensmut, ein starker Glaube und der Drang zur Malerei.

1874 schreibt sich Segantini an der Akademie Brera in Mailand ein. Er fällt durch ungewöhnliche Begabung auf und bekommt von der Akademie Aufträge für anatomische Zeichnungen. Sein erstes großes malerisches Werk, „Der Chor von Sant'Antonio in Mailand", wird hochgelobt, vor allem wegen der meisterhaften Wiedergabe eines einfallenden Lichtstrahls.

Die bitteren Jahre liegen nun hinter ihm, und er hat in Mailand einen Freundeskreis gefunden, aus dem mancher berühmte Künstler hervorging, darunter Carlo Bugatti, Schöpfer der Bugatti-Jugendstil-Möbel. Die Schwester Carlos, Lucia, wird Segantinis große Liebe.

Segantini lebt in der Brianza, einer Landschaft südlich des Comer Sees. 1880 hat er seine geliebte „Bice" geheiratet. Lucia trug diesen Kosenamen, seit sie ihm zur „Falknerin" (Bice del Balzo) Modell gesessen hatte. 1882 kommt Gottardo zur Welt, der dem Vater als Maler nacheifern wird; 1885 der Sohn Mario, 1886 die Tochter Bianca, sie wird die Biografin des Vaters. Der letzte Sohn, Alberto, wird 1889 geboren.

Entscheidend für Segantini war die Bekanntschaft mit den beiden Mailänder Kunsthändlern Curbicy, die schon an der Brera auf den begabten Maler aufmerksam wurden. Als so bedeutende Gemälde wie „Einsegnung der Schafe", „Die Frühmesse", „Ave Maria bei der Überfahrt" entstehen, macht ihm Vittorio Grubicy den Vorschlag: Zusicherung des Lebensunterhaltes gegen Übereignung der Bilder. „Dies", sagt Romana Segantini, die Enkelin, „war eine Sternstunde in seinem Leben, in gesicherter Existenz malen zu können."

Segantini sehnt sich aus der italienischen Ebene in die Berge. 1886 verläßt er die Brianza, um seinen Wohnsitz nach Graubünden zu verlegen. In Savognin läßt er sich mit der Familie nieder.

Er war mit der damals in Frankreich vieldiskutierten Theorie des Divisionismus (Neo-Impressionismus) in Berührung gekommen und übernahm diese Technik in seine Malerei. Neben realistischen Werken entstehen die ersten symbolistischen Bilder, darunter „Die bösen Mütter"; nach einem indischen Gedicht, in dem es heißt: „Die böse Mutter im eisigen Tal, durch ewige Gletscher, wo kein Ast grünt und keine Blume blüht, schwebt umher . . ."

Segantini zeigt „Die bösen Mütter" in einer Eiswüste; die verbannten Frauen, die mit den Haaren an den Bäumen hängen, stellen die Unterbrechung des Lebenszyklus dar, eine Störung der kosmischen Harmonie. „Die bösen Mütter" und „Die Strafe der Wollüstigen" bilden den Gegenpol zum Ideal der naturverbundenen Mütterlichkeit. Die Mutter ist ihm Sinnbild einer steten Erneuerung des Lebens.

Nach acht Jahren, 1894, übersiedelte Segantini mit der Familie nach Maloja im Engadin. Er bezog ein Haus oberhalb des Silsersees. Trat er auf einen der Balkone, so lag die ganze Herrlichkeit der Engadiner Landschaft vor ihm. Im Winter malte er in Soglio im Bergell,

„Ich möchte meine Berge sehen." Das waren seine letzten Worte

einem kleinen Ort im lombardischen Stil, mit alten Palästen und dem grandiosen Blick auf die Sciora- und Bondasca-Gruppe. Er wohnte mit seiner Familie im Palazzo Salis, der damals schon als Hotel geführt wurde, in dem später auch R. M. Rilke weilte.
Segantinis Schaffen kreist um den Gedanken, daß Farben eine Quelle sein sollen für Empfindungen, wie Liebe, Freude, Trauer, Schmerz. Es entstehen große Landschaftsgemälde, „zum Lobe des Engadin", wie der Maler selbst sagte.
Der Schweizer Kunsthistoriker Lukas Gloor schreibt: „Kein Engadiner und kein Schweizer hat das Oberengadin so verherrlicht wie Segantini. Wesentlich zu seinem Erfolg trug bei, daß er das eigene Leben seiner hohen Auffassung vom Wesen der Kunst unterwarf, beispielhaft lebte er die Vorstellung von natürlicher Harmonie im Familienkreis, und beispielhaft bewahrte er die Reinheit seiner Ideale inmitten der unberührten Berge. Segantini hatte begonnen, sich einem neuen Themenkreis zuzuwenden, seine Bilder gaben mehr und mehr dem Landleben entnommene Motive wieder, verwoben in die Zyklen der Natur. Auf internationalen Ausstellungen erregte das die Aufmerksamkeit der jüngeren Literaten und Maler, sie suchten nach einem neuen Ideal. Man erkannte in Segantini die Kunst der Erfüllung ihres, unter dem Schlagwort des Symbolismus zusammengefaßten, Programms. Dieser Erfolg trug dazu bei, daß sich Segantinis künstlerisches Sendungsbewußtsein stark mit dieser Auffassung deckte."
Segantini hatte, bald nach seinem Einzug in Maloja, an die Hoteliers des Engadin eine Grußadresse gerichtet, er sei bereit, für die Pariser Weltausstellung 1900 ein großes Engadiner Alpenpanorama zu gestalten. „Das Projekt, welches ich Ihnen vorlege, sehr geehrte Herren Engadiner, Söhne dieser Alpen, ist kühn, aber klar wie das Sonnenlicht, das diese Berge beleuchtet. Ich bin der Welt als Maler des Hochgebirges bekannt. Meine Kunst ist zwischen der ernsten Majestät dieser Berge geboren und hat sich hier zu höheren Formen entwickelt . . . Ich will die ganze Engadiner Landschaft in

Rabenschwarzes Haar und ausdrucksvolle braune Augen: Segantini, 1897/98

ihrem vollen Licht und der ganzen Klarheit der Luft vorstellen."
Panoramen waren zu dieser Zeit sehr in Mode. Doch die Ausführung scheiterte an der Finanzierung, und der Schweizer Pavillon zur Weltausstellung 1900 erwies sich als zu klein für das gewaltig geplante Panorama. Segantini zog sich später zurück auf das Triptychon „Werden – Sein – Vergehen". 1897 wäre es fast zu einer gemeinsamen Auftragsarbeit – für ein großes Engadiner Alpenpanorama – von Segantini, Giacometti, Ferdinand Hodler und Cuno Amiet gekommen. Doch auch dieser Plan ließ sich, aus finanziellen Gründen, nicht verwirklichen.
Segantinis Zeit in Maloja ist erfüllt von der Freundschaft mit Giovanni Giacometti. 1894 hatten sie einander kennengelernt, als Segantini mit der Familie in Maloja ansässig wurde. Giovanni Giacometti (1868–1933), in Stampa im Bergell geboren, bildete sich in München und Paris zum Maler aus und bewegte sich im Kreis Gauguins. Segantini bestärkte den zehn Jahre jüngeren Freund, die Natur, nicht die Kunstakademie, als Lehrmeister zu nehmen. Er selbst hatte nach einigen Jahren die Akademie in Mailand verlassen, weil er sich in der weiteren Entwicklung behindert fühlte.
Beide Maler hatten sehr unterschiedliche Auffassungen, doch für Giacometti war die Verbindung zu Segantini ein sehr wichtiger Teil seiner Entwicklung. Die Freundschaft wurzelte in der gemeinsamen Liebe zu den Bergen, zur Landschaft und ihren bäuerlichen Menschen. Segantini idealisiert und überhöht diese Welt in seinen Bildern, Giacometti bleibt erdgebunden.
Die erste Begegnung mit Segantini, 1894, beschrieb Giacometti so: „Er kam mir entgegen mit dargebotener Hand, einer schönen Malerhand. Er war noch jung, von mittlerer Statur, kräftig, aufrecht und beweglich. Ein Schwall rabenschwarzer Haare umgab das edle Antlitz . . . das braune Auge wirkte faszinierend. Es entstand sofort eine gegenseitige Sympathie, und schon bei dieser ersten Begegnung bildete sich ein herzliches Sichverstehen, das im Laufe der Jahre immer ausgeprägter wurde."
Der Tod überrascht den erst 41 Jahre alten Segantini am 28. September 1899 auf dem Munt da la Bes-cha, dem Schafberg, oberhalb von Pontresina, als er am Mittelstück „Sein" des Triptychons malt. Seine letzten Worte sind überliefert: „Voglio vedere le mie montagne" – „Ich möchte meine Berge sehen."
Die Erschütterung über dieses unerwartete Ende ging um die Welt. Rainer Maria Rilke, der die Malerei des Schweizers bewunderte, schrieb: „Segantini starb, fast 3000 m hoch, wo keine Menschen mehr wohnen, in stiller Größe stand die Natur um seinen schweren Tod."
Giovanni Giacometti malt den Freund auf dem Totenbett, in der kleinen Kapelle in Maloja (Original im Museum), und er vollendet das berührende Spätwerk Segantinis „Die beiden Mütter". Das Triptychon „Werden – Sein – Vergehen" bleibt unvollendet. Auf Giacomettis „Selbstbildnis vor Winterlandschaft" von 1899 sieht man im Hintergrund einen Leichenzug – ein Hinweis auf das bestürzende Erlebnis des so schnellen Todes seines Freundes.
Begraben ist Giovanni Segantini auf dem kleinen Friedhof von Maloja. Auf seinem Grabstein steht „Arte ed amore vincono il tempo" – „Die Kunst und die Liebe besiegen die Zeit".

Ilse Becher-Odenthal

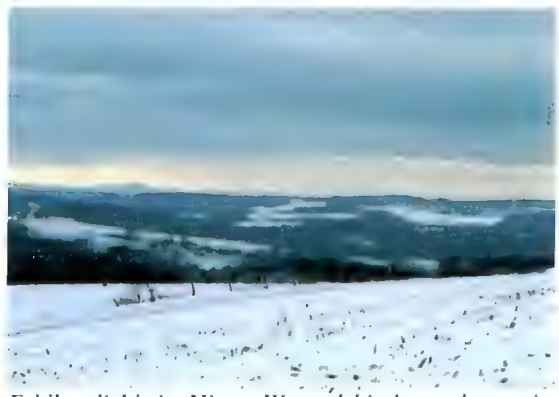
Fotos: Max Wagner (8), Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft (4)

Der Bergische Dom: So wird die Kirche des Zisterzienserklosters Altenberg genannt, obwohl sie nie Dom, also Bischofssitz, war

EINSAM, DOCH NIEMALS GOTT-VERLASSEN

Schwarz-Weiß-Malerei ist nicht geeignet für das Reich der schwarz-weißen Fachwerkhäuser. Denn das Bergische Land ist weder ein unentdecktes Paradies noch eine Öde, in der nur die Fabrikschornsteine wachsen. Eng drängen sich die Städte und Stätten der Arbeit. Weit aber ist das freie Land und oft sehr einsam. Allein ist, wer hier wandert. Eins mit dem All

Das Bergische Land: Sorgsam umhegt werden hier noch alte Bauerngärten, wie dieser in der Nähe von Altenholte



Feldherrlichkeit: Hinter Wermelskirchen geben weite Felder und Wiesen den Blick frei aufs Siebengebirge

Nicht alle Wege führen nach Oberrautenbach. Einsam ist der Weg dorthin, wo sich das stille Dorf versteckt

Kein Tatort: Still ist der Ortseingang von Oberrautenbach mit dem typischen Schieferhaus im Obstgarten

Die Freiheit des Landes nimmt gefangen. Denn die Weite bannt den Blick

Klare Linien: Dieser einfache Kotten bei Altenberg hat die altüberkommene Form des bergischen Hauses

Besser als die gute Stube: Mitte des Lebens und des Hauses ist die Küche mit dem alten Eichenschrank

Hier tritt nichts Unvorhergesehenes ein: Seit Generationen schon sieht die Eingangsdiele eines Kottens so aus

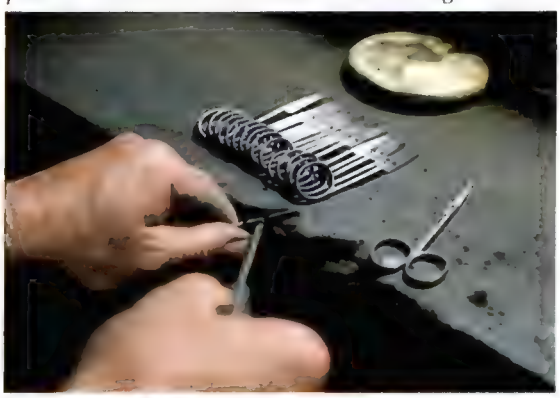
Das kleinste Haus hat hier Format. Denn es gibt dem Leben Raum

e bergische Küche: Die Wärme, die sie ausstrahlt, kommt nicht nur vom Herd. Wohnlich ist sie, wie in diesem Bauernhaus bei Witzhelden

Das bergische Handwerk: Diese Ein-Mann-Werkstatt eines Scherenschleifers besteht noch in Auenberg, einem Stadtteil von Solingen

Mit scharfem Blick: Jeden Rohling schärft der Meister zuerst, indem er ihn gegen den Schleifstein drückt

Partnerwahl: Beide Scherenteile müssen zusammenpassen. Paarmarken kennzeichnen die richtigen Partner



Traumpaar: Zuletzt werden die Hälften zusammengeschraubt. Eine Kerbe am Tisch ist die Spur dieser Arbeit

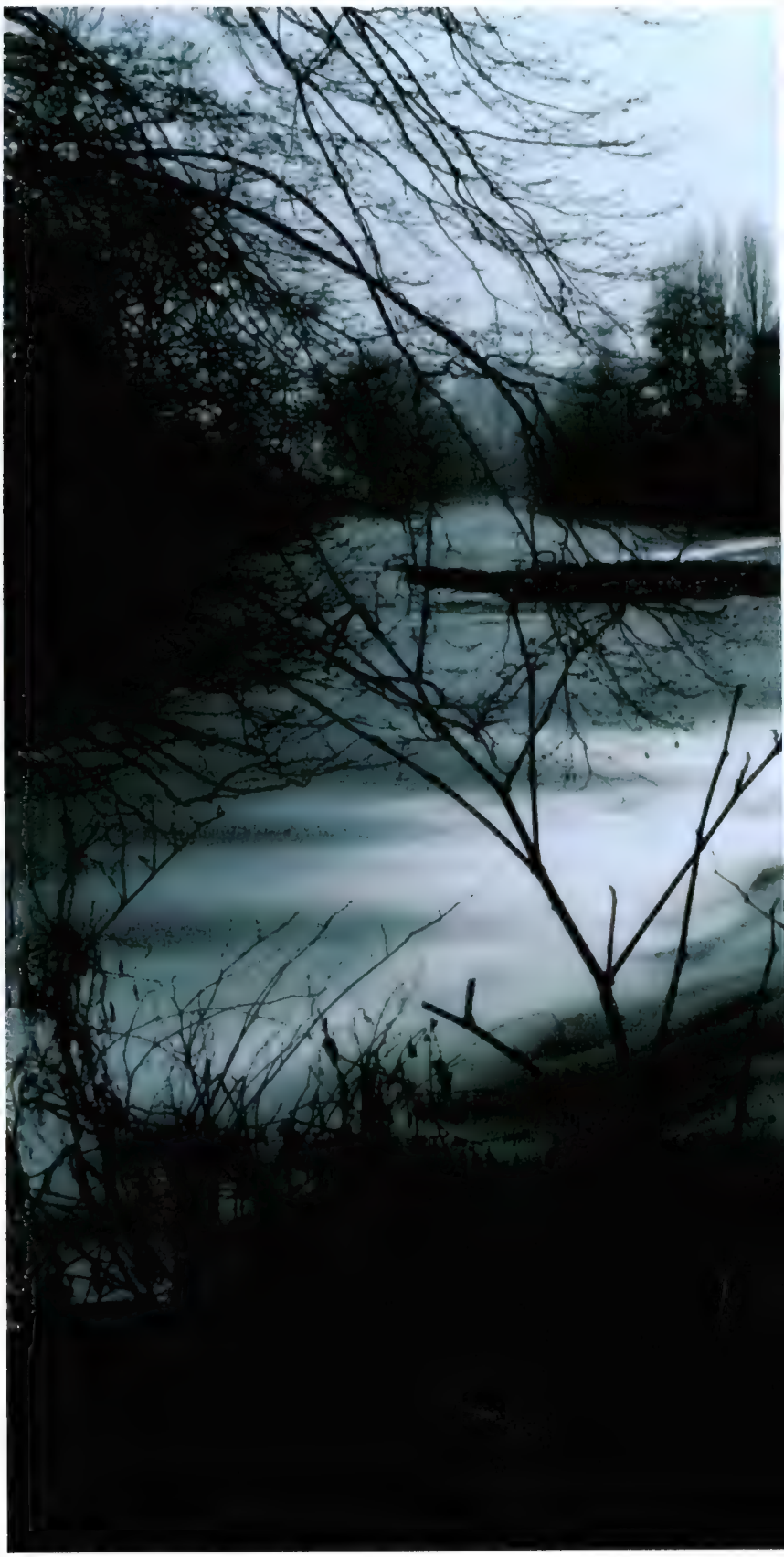
Der Meister schert sich noch um den letzten Schliff. Darum schneidet dort sein Handwerk so gut ab

Ausstrahlung einer Stadt: In Lennep wurde 1845 der Strahlenforscher Wilhelm Conrad Röntgen geboren

Trostpflaster: Alte Straßen mit Kopfsteinpflaster trösten in Gräfrath über mancherlei Wunden hinweg

Gegründet in der Gründerzeit: In Wuppertals feinem Briller Viertel wohnten einst die reichen Fabrikanten

Nah am Wasser sind sie oft gebaut. Doch diese Häuser sind kein Ort von Traurigkeit

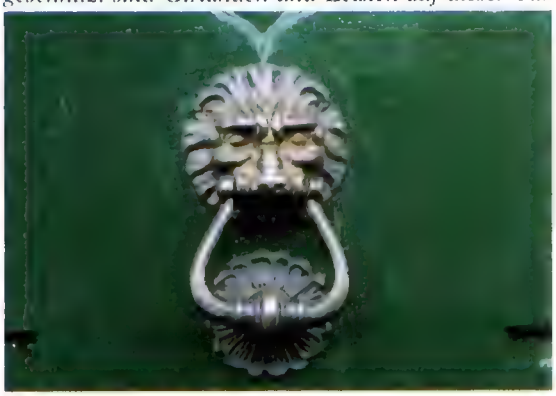


Das bergische Haus: Der Wipper-Kotten am Ufer der Wupper, nahe bei Leichlingen, ist ein Musterbeispiel für bergisches Fachwerk

Die bergische Tür: Dazu gehören das Oberlicht, oft kunstvoll verziert, und die schmalen Fenster mit Klappläden in Bergisch-Grün

Aufwand für die Außenwand: Altersschief schon ist diese Fassade mit Schieferschindeln in Hückeswagen

Auch hier hat die Kunst Eingang gefunden: Fein geschnitzt sind Girlanden und Leisten auf dieser Tür



Sie haben das liebe Detail im Griff: Türklopfer mit dem Haupt eines Löwen, des Bergischen Wappentiers

Der Kunst sind Tür und Tor geöffnet. Und sie ist keinem verschlossen

Steiler Aufstieg: Rasch wurde Kloster Altenberg reich. Doch schmucklos ist der Dom, wie es des Ordens Regel gebot

Lichtblick: das kostbare Westfenster des Altenberger Doms. Anderen Zierat verboten die Zisterzienser

Heimatkunde", hieß ein Unterrichtsfach in der Grundschule, für das es heute andere Bezeichnungen gibt. In den höheren Klassen steht dann sowieso Geografie auf dem Stundenplan, was zwar umfassender und anspruchsvoller, aber auch entschieden langweiliger klingt. Langweilig, wie Nordrhein-Westfalen, zum Beispiel. Geplagte Dreizehnjährige denken dabei an Landtagswahlen, geologische Analysen und Einwohnerzahlen. Bergisches Land dagegen klingt nach Heimatkunde. Und auch wenn das Bergische Land nur ein Teil, zumal kein eindeutig festlegbarer, von Nordrhein-Westfalen ist, ist es mehr. Heimat hat keine Grenzsteine, denn ihre Grenzen bestimmen Geschichten und Gefühle, Gesichter von Menschen und von Landschaften. Im Norden die Ruhr, im Westen der Rhein, die Sieg im Süden – von drei Seiten ist so das Bergische Land ganz selbstverständlich begrenzt. Doch klarer noch, eindeutiger, bestimmt sich dieses Land von innen. Ein innerer Widerspruch hält es zusammen, dieses Paradies ausgedehnter Wälder, in dem, früher als sonstwo in Deutschland, für Tausende die Industrialisierung zur Hölle wurde.

Das Bergische Land hat keine hohen Berge. Doch die Bergischen sind auf der Höhe

Das weiche Wasser der Wupper ernährte und verzehrte Generationen. Es war die Kraft, die Mühlen und Räder trieb, es war die Grundlage für das Handwerk der Weber, Bleicher, Färber, der Flachsspinner und Bandwirker. Im Anekdotendunst der Spinnstuben, in der geschäftigen Wohnküchenstille bäuerlicher Hauswirtschaft hatten zuerst die Bergischen diese Arbeit getan. Aber bald schon taten sie das in langen, hohen Hallen, in der ökonomischen Trostlosigkeit neuerbauter Fabriken.

Unter Denkmalschutz stehen sie teilweise heute, die nackten Ziegelfassaden gründerzeitlicher Textilbetriebe. Schutzlos waren damals die, die darin ihres Tages Einöde durchmaßen.

England sogar überflügelten die Bandwirker aus Elberfeld oder die Scherenschleifer und Klingenschmiede Solingens. England gleich kamen sie aber auch mit einem traurigen, tränenschweren Rekord.

1837 gab der Bürgermeister der Stadt Barmen es öffentlich zu: Achtjährige Kinder standen vom Morgengrauen an über Kesseln und Trögen, saßen an Maschinen und Webstühlen.

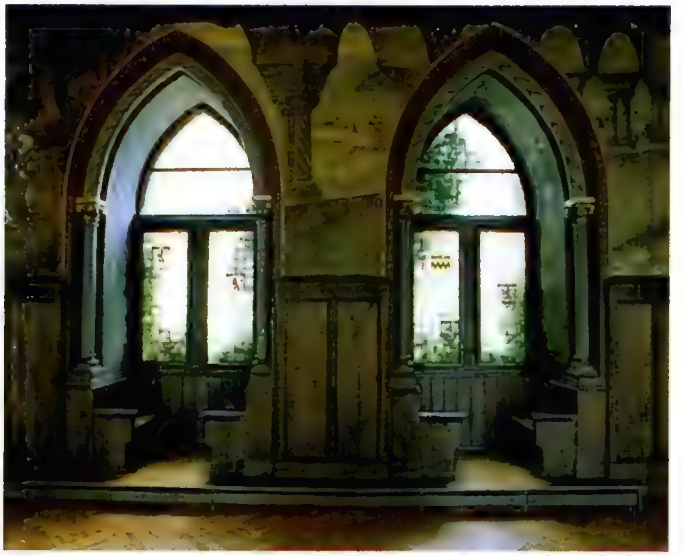
Schwarz färbte sich das Wasser der Wupper, schwarz blieb es bis heute. Else Lasker-Schüler, die Jüdin mit der großen Wortmagie, die hier, im Bergischen, geboren wurde, schrieb ein Theaterstück, das des Flusses Namen zum Titel und seine Schicksale zum Inhalt hat. Sie, die Elberfelds Schlote kannte und den scharfen Geruch, der aus ihnen aufstieg, schrieb aber auch hoffnungsvoll:

„Am schwärzesten Fluß der Welt, der Wupper, lernt man erkennen, welche Menschen leuchten."

Daß sie leuchten: das klänge in den Ohren derer, die heute noch damit gemeint sind, kitschig, rührselig vielleicht, auf jeden Fall aber viel zu feierlich. Leuchten sehen kann auch der Fremde hier Gesichter in den zahllosen dörflichen und städtischen Gesangvereinen.

Wenn es mir früher bei dem Wort „Gesangverein" ziemlich unwohl gewesen ist, weil ich darin den Klang abgenutzter Heimatschnulzen zu hören, den schalen Geruch abgestandenen Biers zu riechen glaubte, erfuhr ich dort etwas völlig anderes. Heitere, warme Geselligkeit, Offenheit, leisen Spott und laute, begeisterte Stimmen. Tradition hat diese Institution, die von den Sportvereinen verdrängt wurde, gerade hier im Bergischen Land.

Die Burg der Bergs: Adolf I., erster Graf von Berg, schlug hier Wurzeln, 1118. Daraus wuchs Schloß Burg



Der Rittersaal und sein Retter: Daß die Burgruine wiederaufgebaut wurde, ist dem Schloßbauverein zu verdanken

Deutschlands ältester Gesangverein, der Meigener Männergesangsverein, besteht noch immer in Solingen. Und dort lebt, keineswegs erst durch nostalgische Moden wieder zum Leben erweckt, das Volkslied.

Die Volkslieder vor allem, die ein Mann schrieb, teils sogar selbst vertonte, der sich Dorfküster Wedel nannte und eigentlich von Adel war: Anton Wilhelm Florentin von Zuccalmaglio, geboren 1803 im bergischen Waldbröl. „Kein schöner Land in dieser Zeit", schrieb er dereinst und das singen sie dort heute noch, aus voller Kehle, voller Überzeugung.

Nicht, daß die Bergischen an die heile, heilige Welt glaubten, die darin beschworen wird, die der unbekannte Herr Hartkopf in seinem bekannten Lied über die bergische Heimat besingt. Nicht, daß sie daran glauben würden, es existiere diese Welt rauschender Wälder, schlagender Nachtigallen, blumiger Haine und murmelnder Bächlein wirklich (obwohl sie hier wahrhaftig noch zu finden ist). Die Dickköpfe dort wissen nur eines genau: Daß ihr hartnäckiges Festhalten an Überliefertem, Gewohntem, Vertrautem ein Medikament ist gegen die unheile Welt.

Und wenn sie an der bergischen Kaffeetafel sitzen, gedeckt mit liebwertem, blau-weißem Zwiebelmustergeschirr und der bauchigen Zinnkanne zum Kaffeezapfen, Dröppelmina genannt: Dann schneiden sie sich mit jedem Stück Korinthenplatz ein Stück heile Welt ab, die ganz real ist.

Überall finden sie eine Mitte, um die ein Kreis sich bilden kann. Ob es der Herd ist, auf dem die Riefkoken, die Reibekuchen, gebraten werden in der Wohnküche eines einsamen Kotten. Oder ob es die Dröppelmina ist, verbeult oft und jahrhundertealt. Widersprüchlich ist das Bergische Land. Widersprüchlich, wie das farbige Leben hinter grauen, schieferverkleideten Fassaden und wie die Heiterkeit, die absichtlich ist und trotzdem natürlich, wie das Liedersingen, das ernstgemeint ist und doch nicht zu ernst genommen wird.

Widersprüchlich ist auch der Name des Landes, denn es ist nicht das Land der Berge, sondern das Land der Bergs. Das Geschlecht derer von Berg, das mit einem Grafen begann, der als Mönch endete, gab dem Land seinen Namen. In seinem eigenen Kloster, in Altenberg, war jener, Adolf von Berg, sanft und friedlich im Jahre 1152 gestorben. Gewaltsam war der Tod des letzten dieses Geschlechts.

Am 7. November 1225, der Abend war schon hereingebrochen, ritt Engelbert, Erzbischof zu Köln und Reichsverweser, von Soest nach Hause. Er, der in jungen Jahren selbst ein so wildes Leben geführt hatte, daß Papst Innozenz ihn einen Räuberhauptmann geheißen hatte, wurde Opfer eines Überfalls. Durch einen Hohlweg kam er gerade, als sich eine Meute auf ihn und seine Begleiter stürzte. Die Mörder waren wohl von Engelberts Verwandtem, Friedrich von Isenberg, gedungen. Mit Messern und Schwertern stachen und schlugen sie auf Engelbert ein, verstümmelten noch seinen Leichnam.

Das Geschlecht der Bergs hatte ein blutiges Ende genommen, sein letzter, widersprüchlicher Herr war tot. Aber das Land, das den Namen der Bergs trägt, lebt weiter. Mit seiner ganzen Widersprüchlichkeit.

Die wohnt im traditionellen bergischen Haus, wo der Diele viel Raum und bäuerliche Pracht gegeben wird, die oben an der Treppe in Kargheit endet. Sie wohnt auch in der Küche solcher Kotten, in der das Ledersofa neben der Kochstelle steht und der Eichenschrank aus dem 18. Jahrhundert in den Schwaden von Erbsensuppe. Das Leben bestimmt hier nach wie vor den Lebensraum – nicht umgekehrt, wie es im Sinne der Designer üblich geworden ist. Vielleicht ist es das, was hier, im Bergischen Land, dem Wort Heimat noch Existenzberechtigung gibt.

Eva-Gesine Baur

Fotos: Eberhard W. Wolf

Teetrinken ist in Japan nicht einfach Teetrinken. Es ist ein Kult und wird nach genau vorgeschriebenen Riten zelebriert wie eine heilige Handlung

Das Teehaus, Ort der inneren Einkehr und Tradition, liegt meist tief versteckt im Garten

DIE KUNST, AUS TEE MEHR ALS TEE ZU MACHEN

„Er hat Tee in sich": So charakterisiert man in Japan Menschen, die über den Dingen stehen. Der fernöstliche Kult der Teezeremonie findet bei uns immer mehr Freunde

EIN KALTER RAUM ERWÄRMT HERZ UND SEELE

Fast kahl ist der Warteraum, in dem sich die meist fünf Gäste auf die Teezeremonie innerlich vorbereiten. Sie sitzen auf Matten am Boden. Mit fünf Gongschlägen ruft der Gastgeber sie dann in den Teeraum nebenan

DIE INNERE ORDNUNG WIRD AUCH AUSSEN SICHTBAR

Ein Raum, zu dem nicht jeder Zutritt hat. Nur der Gastgeber oder Teemeister darf im Mizuya, dem Vorbereitungsraum, die Gerätschaften holen, die für die Teezeremonie benötigt werden. Ordnung ist darin oberste Pflicht

SCHLICHT IST DAS ZUBEHÖR, DOCH STARK IST DIE WIRKUNG

Wie einen Schatz hütet der Japaner das Teezubehör, das von Generation zu Generation weitervererbt wird und dabei ständig im Gebrauch ist. Der Topf für heißes Wasser, meist aus Keramik, ist seit Jahrhunderten fast unverändert

Unentbehrlich für die Zeremonie ist der Teebesen. Mit dem fein aufgespaltenen Bambusrohr wird der grüne Tee so lange geschlagen, bis er dick und schaumig ist und im Aussehen beinahe einer Erbsensuppe gleicht

Am kunstvollsten sind die Teeschalen gestaltet. Sie bestehen meist aus Porzellan und sind mit verschiedensten Motiven bemalt. Viele Stunden muß der Teetrinker damit üben, bis er das Ritual des Teetrinkens perfekt beherrscht

Kostbar und schön anzusehen ist die Seide, aus der die Beutel zum Aufbewahren des Tees geschneidert sind. Die verschiedenen Teesorten werden im Vorbereitungsraum entweder in Beuteln oder in kleinen Gefäßen aufbewahrt

Für Eingeweihte besitzt das japanische Wort „Chanoyu" so etwas wie Zauberklang, doch läßt es vielfach auch Neid aufkommen. Weil dieses Wort in Europa und Amerika für etwas steht, das so manch leidenschaftlicher Teegenießer erreichen möchte und doch nicht erreicht. Zwar bedeutet Chanoyu nichts anderes als „heißes Wasser für Tee", im Laufe der Zeit aber wurde es zum Inbegriff für die japanische Teezeremonie. Und Teetrinken ist in Japan beileibe nicht einfach Teetrinken – es ist ein Kult, verwurzelt in einer uralten Tradition.

Wenn der Gong zum Tee ruft, dann bleibt der Alltag außerhalb des Teehauses, des Raums der inneren Sammlung, der Konzentration auf das Wesentliche und der Erkenntnis des Wesentlichen. Klatsch und Tratsch, die bevorzugten Themen europäischer Kaffeekränzchen, haben keinen Zutritt, gefordert sind besinnliche Gespräche. Weihrauchduft vermischt sich mit dem Duft köstlichen Tees, der, dem Rahmen entsprechend, im Raum zubereitet und in kunstvollem Geschirr nach genau vorgeschriebenen Riten gereicht wird.

Das alles aber will gelernt sein. Der Beruf des Teemeisters ist einer der angesehensten im Lande, mehr als 100 Teeschulen lehren noch immer diese Zeremonie. Chanoyu, sagt man den Japanern nach, ist gelebte Teekunst, ist Lebenskunst. So ist es auch nicht verwunderlich, daß der allseits geschätzte Teemeister Soshitsu Sen von der Urasenke-Schule laut Statistik der Finanzämter mit umgerechnet 4,15 Millionen Mark Jahreseinkommen zu den hundert bestverdienenden Japanern gehört.

Die gelebte Teekunst wurde allerdings nicht in Japan erfunden. Buddhistische Mönche hatten im 6. Jahrhundert nach Christus den Tee und die Teekultur von China nach Japan gebracht. Im Jahr 780 verfaßte Lu Yu, der zweifelsohne beste Teekenner seiner Zeit in China, das berühmt gewordene Ch'a Ching, die „Ode an den Tee". Darin gab Lu Yu detaillierte Anweisungen für die Teezubereitung und die Teezeremonie.

Für die Kaiser und deren höchste Würdenträger mußte der Tee vollkommen rein und unberührt sein. Deshalb durften nur Jungfrauen die für den Hof bestimmten wertvollsten Blätter pflükken, zum Abschneiden der Stengel mußten sie goldene Scheren benutzen, und die Knospen wurden in goldenen Körbchen gesammelt. Entsprechend kostbar war das Geschirr, mit dessen Gestaltung die besten Künstler beauftragt waren.

Auch in Japan wurde die von China übernommene Teekultur immer traditionsbewußter. Als der große Teekenner Sen-no Rikyu 1585 hoher Priester geworden war, überarbeitete er die Regeln der Zeremonie, perfektionierte sie und erhob sie dann zur Institution.

Obwohl schon 1610 ein Schiff der Holländisch-Ostindischen Kompanie erstmals Tee nach Europa brachte, dauerte es noch einige Jahrzehnte, bis dessen Wert richtig erkannt war. Erst als der Hof sich für das Getränk interessierte, wurde es im Land populär. Von Holland aus kam der Tee nach Frankreich, nach England, Deutschland und Rußland. Und mit ihm eine gewisse Teekultur, die zuerst an den Höfen zelebriert wurde.

Im Jahre 1662 holte sich der englische König Karl II. die portugiesische Prinzessin Katharina von Braganza als Gemahlin nach London. Die Königin störte es sehr, daß am Hofe schon frühmorgens Alkohol getrunken wurde. Mit Tee schuf sie Abhilfe; sie veranstaltete feierliche Teestunden, auf die die mittlerweile längst geheiligte britische Teestunde zurückgeht.

Lange Zeit wurde in England der Tee in den Coffee-Houses getrunken, von denen in England zu Beginn des 18. Jahrhunderts bereits mehr als 500 existierten. Als der Tee dann billiger wurde, hielt er auch Einzug in die Privathäuser. Und die Briten stritten sich. Sie hatten eine Vorliebe für Tee mit Milch und Zucker entwikkelt. Die Streitfrage war nun, was gehört zuerst in die Tasse: Milch und Zucker? Oder der Tee?

Mit dem Tee kam das Teegeschirr aus China, später auch aus Japan. Bevorzugt wurde allerdings das chinesische Porzellan, weil es viel feiner war als das japanische. Allein im Jahr 1780 konnte die Vereinigte Ostindische Kompanie aus China 1 134 200 Stück Porzellan liefern, darunter waren 450 000 Tee- und Untertassen. Da die Chinesen keine Henkel kannten und die europäischen Teetrinker sich an den heißen Tassen und Schalen immer wieder die Hände verbrannten, fertigten die Chinesen auf Wunsch nun Geschirr mit Henkeln. Auch sonst erfüllten sie jeden Wunsch. Sie malten zum Beispiel die aus Europa gewünschten Entwürfe auf das Geschirr, wobei es allerdings zu Verwechslungen kommen konnte. So bekam die Stadt Göteborg statt der mit ihren Stadtwappen geschmückten Teetassen welche geliefert, auf denen ein nackter Mann prangte.

Als 1707 der Alchimist Johann Friedrich Böttger das europäische Porzellan erfand und die von August dem Starken zu Meißen gegründete Manufaktur leitete, begann die große Zeit des deutschen Teegeschirrs. In Frankreich sorgte Madame Pompadour dafür, daß im Lande Porzellan hergestellt wurde, und die verschiedenartigen Farben gleicher Teetassen sind angeblich eine Erfindung der Franzosen. Damit wurde verhindert, daß man bei den vielen Tee-Stehpartys, die in jener Zeit vor allem in Paris groß in Mode waren, die Tassen verwechselte.

Berühmt in allen Landen wurde die von dem Engländer Josiah Wedgwood entworfene blaue Kanne mit den unglasierten Reliefs von Nymphen und Göttinnen nach klassischen Vorbildern. Zur Zeit der Queen Anne entstand die birnenförmige Kanne, der Amerikaner Paul Revere wurde mit seinen silbernen Teekannen berühmt. In Rußland wurde das Teeglas mit Silbergestell erfunden, ebenso der Samowar, ein mit Holzkohle beheizbarer Kessel aus Kupfer oder Messing zum Anwärmen und Heißhalten von Teewasser. Und Europa pflegte die Teezeremonie.

Im Jahre 1908 schickte der sparsame Teeimporteur Thomas Sullivan statt der Muster in Büchsen den Tee an seine Kunden in den billigeren Seidenbeutelchen. Der Teebeutel war erfunden, fand sogleich Eingang in alle Volksschichten und verdrängte langsam die bis dahin so in Ehren gehaltene Teezeremonie. Nur in England und Friesland ist davon noch so etwas wie ein Hauch zu spüren . . . *Jakob Kurz*

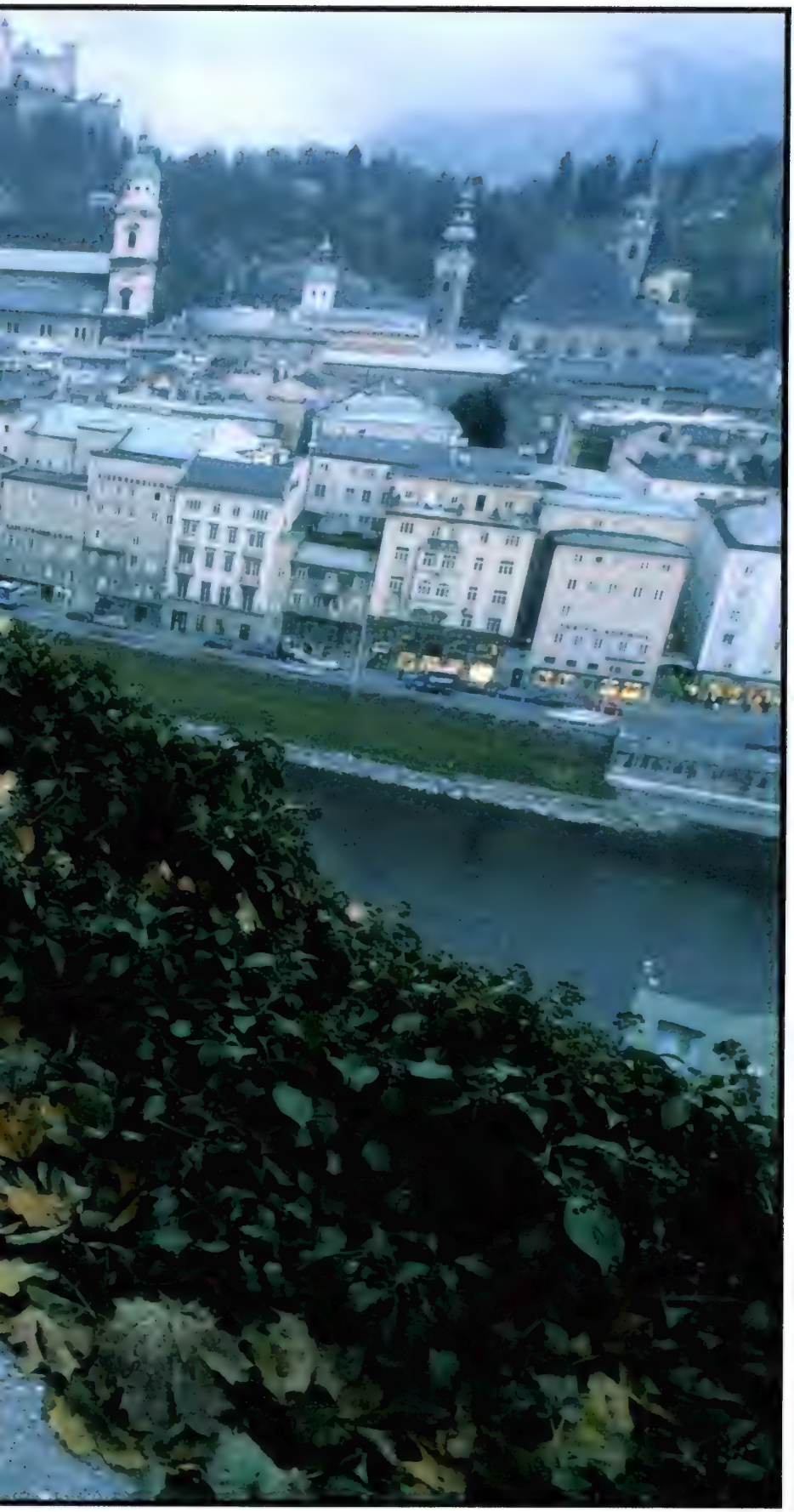
Soshitsu Sen, Chado, The Japanese Way of Tea, Verlag Weatherhill/Tankosha (7), The Bridgeman Art Library (1), U. Skoruppa (1)

Acht Zimmer bezogen die Mozarts 1773 hier am Makartplatz (damals Hannibalplatz), 1775 wurde gegenüber das Ballhaus zum Theater umgebaut, 1892 dort der Grundstein zum heutigen Landestheater gelegt. Mozart verließ dieses Haus 1781 und zog nach Wien – gegen den Willen des Vaters

Warum er auf Salzburg herabsah, sah sein Vater nie ganz ein

Denn mit der Entfernung vom Boden, mit jedem Zentimeter des Podestes rückten sie dem Leben und den Menschen ferner.
Ganz Salzburg machte sich zum Podest für Mozart. Mozarteum nannte sich die Musikhochschule, 1910 bis 1914 errichtet, die Stein für Stein jenen Sockel aufbaute, der Mozart unantastbar machte. Und damit unbegreiflich.
Schon 1880 hatte die Internationale Stiftung Mozarteum in seinem Geburtshaus ein Museum eingerichtet, in dem Erinnerungsstücke überleben konnten. Mozart selbst überlebte nur in seiner Musik. Aus Mozartfesten, bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts veranstaltet, entstand der Festspielgedanke des 20. Jahrhunderts. Hugo von Hofmannsthal, der diese Salzburger Festspiele mit Max Reinhardt und Richard Strauss begründete, sagte: „Hier mußte Mozart geboren werden." Dort zu leben, war Mozart leider ein Muß. „Ich schwöre ihnen bey meiner Ehre", schreibt er aus München an den Vater, „daß ich Salzburg und die ihnwonner (ich rede von gebohrenen Salzburgern) nicht leiden kann; – mir ist ihre Sprache – ihre Lebensart ganz unerträglich." Und er nennt die Unerträglichkeit auch beim Namen: „Sie glauben nicht was ich bey der Visite hier bey der Madame Robinig gelitten habe."
Wenn der Robinighof in der Robinigstraße heute artig unter den Mozart-Gedenkstätten aufgeführt wird, sollte hinzugefügt werden, daß dieses Haus für ihn eher eine Leidensstätte war. Daß er seinerseits mit seiner Kritik, seinen Klagen und Schimpfreden dem Vater Leiden bereitete, war Mozart allerdings bewußt.

ANZEIGE



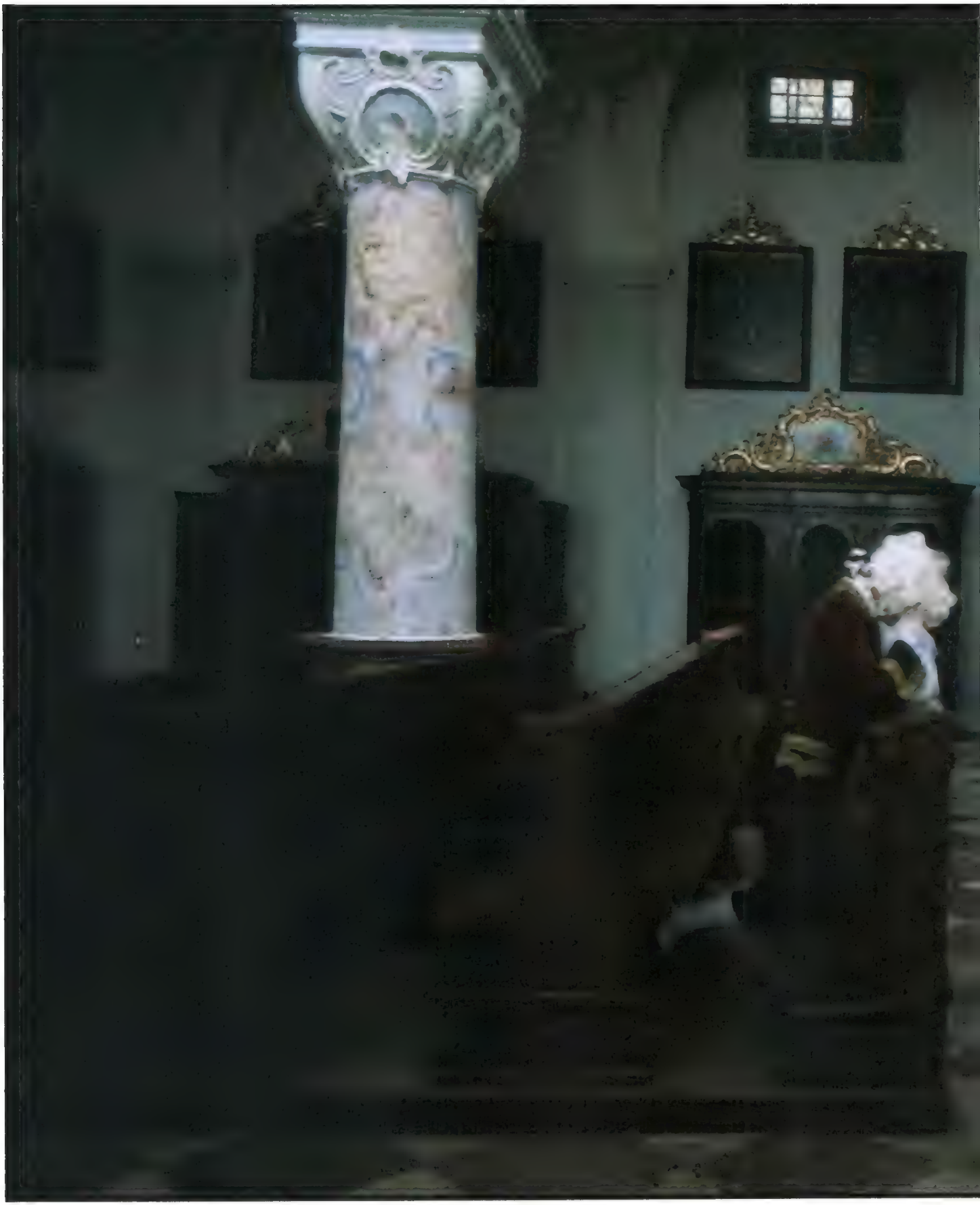
Salzburg lebt von seinem Leben

Mozartstadt, Mozartkugel, Mozarteum, Mozartfestspiele – Salzburg lebt von Mozart. Aber wo lebt Mozart in Salzburg?

Wer vom Kapuzinerberg auf Mozarts Geburtsstadt blickt, überblickt sein Leben dort. Im Dom, in der Stiftskirche St. Peter und in der Kollegienkirche erklang seine Musik. Zu hören war Mozart ebenso in der Residenz wie zu Hause, in der Getreidegasse Nr. 9, oder später im Tanzmeisterhaus

Wo kaum einer seine Musik verstand, stand Mozart ganz allein

Am 28. Januar 1756 um halb elf wurde hier, im Rupertusdom, das siebte Kind des Hofmusikers Leopold Mozart getauft, das zweite, das überlebte. Es erhielt die Namen Johannes Chrysostomus Wolfgang Gottlieb. Im Dom erklang fünfzehn Jahre später das Regina coeli KV 108 dieses Wunderkindes. Doch nur wenige erkannten, wie groß das Wunder war



Was er
seinem Gott gelobte,
lobte er
in den höchsten
Tönen

In der Stiftskirche von St. Peter wurde die Dominikusmesse uraufgeführt. Dreizehnjährig hatte Mozart sie zur Primiz eines Freundes geschrieben. 1783 kam er aus Wien in die Heimatstadt, um in der Peterskirche seine c-Moll-Messe zu leiten. Die erste Sopranpartie sang Constanze, seine Frau

Wenn er sich den Tönen ergab, gab er Wunder wieder

Zum Hinterhof hinaus liegt das Zimmer im Haus Getreidegasse 9, in dem Mozart am 27. Januar 1756 zur Welt kam. Hundert Jahre danach schenkte sein Sohn Carl dem Mozarteum des Vaters Hammerflügel. Das Instrument, auf dem Mozart die letzten zehn Jahre seines Lebens gespielt hat, steht heute im Geburtszimmer. In dem Haus, in dem sein erstes Klavierkonzert entstand

Wer seine Begabung überging, ging an einem Genie vorbei

Zwischen April und Juni komponierte Mozart, zwölf Jahre alt, die Oper „La finta semplice" – auf Anregung von Kaiser Joseph II. Von dem Pächter des Burgtheaters wurde die Aufführung in Wien verhindert. Was ihm entging, hörten die Gäste des Erzbischofs am 1. Mai 1769. Hier, in Salzburg, im Carabinierisaal der Residenz

BAWAG

Wieviel er in Cafés verspielte, spielt für seine Noten keine Rolle

Das Kaffeehaus Tomaselli am Alten Markt ist bis heute eine Institution. Einst hieß es Staiger und bot, außer Kaffee und Eis, Gelegenheit zu musikalischen Darbietungen und zum Kartenspiel. Häufig war Mozart hier Gast, französierte den Namen des Herrn Staiger zu Monsieur Ascenseur und spielte Tarock. Daß das mit schuld an seinen Schulden war, ist erwiesen

Wie man aber ihn begrub, grub sich ins Gedächtnis ein

Einen Sohn der Stadt nennt Weimar seinen Goethe, Leipzig seinen Bach und Salzburg seinen Mozart – auch wenn gerad letztgenannter Sohn zu Lebzeiten dort eher stiefmütterlich behandelt wurde. Seit der Sohn aber gestorben ist, ernährt er seine selbsternannte Mutter bestens. Im Falle Mozarts nicht nur im geistigen Sinn, denn der Rubel rollt mit jeder Kugel, auf der sein Konterfei zu sehen ist. 1890 fertigte der Konditormeister Paul Fürst dieses Denkmal aus Nougat, Pistazien und Marzipan. Aus Erz ist das Denkmal, das bereits ein halbes Jahrhundert zuvor die Stadt gestiftet hatte, das bis heute auf einem Platz steht, der selbstverständlich Mozartplatz heißt. Als es enthüllt wurde, am 4. September 1842, waren Mozarts Söhne Wolfgang und Carl dabei. Aber der leicht überhebliche Herr, der da auf sie herabsah, weihevoll in eine Toga gewandet, hatte nichts mit ihrem Vater gemeinsam. Mit dem Mann, der ihre nassen Windeln gewechselt und Nonsensreime für sie gedichtet hatte.

Genies jedoch haben mit alledem nichts zu tun, haben niemals Hunger auf Kraut mit Speck und reden nie vom Geld, geschweige denn von Schulden. Der Geniekult, das ist eine Kultur des letzten Jahrhunderts. Und Genies wurden zu den Helden des Geistes, wurden Gegenbilder zu den Helden des Körpers. Aus dem Alltag erhoben, enthoben aller Sorgen, hochgehoben auf einen Sockel, einen Denkmalsockel. Bewundert wurden sie nun, aber nicht mehr verstanden.

Auf dem St.-Sebastian-Friedhof liegen Mozarts Vater und Mozarts Frau begraben. Er selbst fand in Wien, in einem Massengrab, die letzte Ruhe. Um fünfzig Jahre überlebte ihn Constanze, die mit dem dänischen Etatsrat Nissen eine zweite Ehe einging. Er wurde Mozarts erster Biograf

Acht Zimmer bezogen die Mozarts 1773 hier am Makartplatz (damals Hannibalplatz), 1775 wurde gegenüber das Ballhaus zum Theater umgebaut, 1892 dort der Grundstein zum heutigen Landestheater gelegt. Mozart verließ dieses Haus 1781 und zog nach Wien – gegen den Willen des Vaters

Warum er auf Salzburg herabsah, sah sein Vater nie ganz ein

Denn mit der Entfernung vom Boden, mit jedem Zentimeter des Podestes rückten sie dem Leben und den Menschen ferner.

Ganz Salzburg machte sich zum Podest für Mozart. Mozarteum nannte sich die Musikhochschule, 1910 bis 1914 errichtet, die Stein für Stein jenen Sockel aufbaute, der Mozart unantastbar machte. Und damit unbegreiflich.

Schon 1880 hatte die Internationale Stiftung Mozarteum in seinem Geburtshaus ein Museum eingerichtet, in dem Erinnerungsstücke überleben konnten. Mozart selbst überlebte nur in seiner Musik. Aus Mozartfesten, bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts veranstaltet, entstand der Festspielgedanke des 20. Jahrhunderts. Hugo von Hofmannsthal, der diese Salzburger Festspiele mit Max Reinhardt und Richard Strauss begründete, sagte: „Hier mußte Mozart geboren werden." Dort zu leben, war Mozart leider ein Muß. „Ich schwöre ihnen bey meiner Ehre", schreibt er aus München an den Vater, „daß ich Salzburg und die ihnwonner (ich rede von gebohrenen Salzburgern) nicht leiden kann; – mir ist ihre Sprache – ihre Lebensart ganz unerträglich." Und er nennt die Unerträglichkeit auch beim Namen: „Sie glauben nicht was ich bey der Visite hier bey der Madame Robinig gelitten habe."

Wenn der Robinighof in der Robinigstraße heute artig unter den Mozart-Gedenkstätten aufgeführt wird, sollte hinzugefügt werden, daß dieses Haus für ihn eher eine Leidensstätte war. Daß er seinerseits mit seiner Kritik, seinen Klagen und Schimpfreden dem Vater Leiden bereitete, war Mozart allerdings bewußt.

ANZEIGE

Reumütig entschuldigt er sich in einem Brief aus Mannheim: „Ich hoffe auch, daß sie iezt weniger verdruß haben, als da ich noch in Salzburg war; denn ich muß bekennen, daß ich die einzige ursach war."
Der Verdruß, den er meinte, hieß Hieronymus Graf von Colloredo, Erzbischof zu Salzburg und Arbeitgeber des jungen Herrn, der Johannes Chrysostomus Wolfgang Gottlieb getauft war und sich Wolfgang Amadé nannte. Amadé oder Theophilus, Amadeus, wie die Nachwelt sagt, oder Gottlieb: Alles bedeutet dasselbe, „von Gott geliebt".
Gottes Diener aber liebte ihn nicht. Und seine Abneigung wurde voll erwidert. „Ich will nichts mehr von Salzburg wissen – ich hasse den Erzbischof bis zur raserey", gibt er dem Vater unumwunden zu. Verbittert verweigert er, eine genaue Leidensgeschichte zu erzählen. „Von all dem unrecht welches mir der Erzbischof von anbeginn seiner Regierung bis itzt angethan, von den unaufhörlichen schimpfen, von allen impertinenzen, und Sottisen die er mir in das Gesicht sagte, von dem unwidersprechlichen Recht das ich habe von ihm wegzugehen, wollen wir ganz schweigen."
Nachdem er sich dieses Recht genommen hatte, 1781, verschwieg er die Umstände seines Abschieds aus erzbischöflichen Diensten nicht länger. Der hohe Herr hatte sich hierbei durch seinen Kämmerer, Graf Arco, vertreten lassen. Im wahren Sinn des Wortes. „Da schmeist er mich zur thüre hinaus, und giebt mir einen tritt im hintern. Nun, das heisst auf teutsch, daß Salzburg nicht mehr für mich ist; ausgenommen mit guter gelegenheit dem Herrn grafen ingleichen ein tritt im arsch zu geben, und sollte es auf öffentlicher gasse geschehen."
Bedauert hat Mozart es nicht, Salzburg verlassen zu müssen, denn schon drei Jahre zuvor erklärte er einem Freund in Paris: „Sie werden mich vielleicht unrecht verstehen, und glauben Salzburg seye mir zu klein? – da würden sie sich sehr betrügen; ich habe meinem vattern schon einige ursachen darüber geschrieben; unterdessen begnügen sie sich mit dieser, daß Salzburg kein Ort für mein Talent ist!"
Vor allem die Anerkennung seines Talentes fehlte ihm hier. Dem Vater schrieb er voll Verzweiflung: „Sie müssen mir doch selbst gestehen, daß in Salzburg – wenigstens für mich – um keinen kreutzer unterhaltung ist; mit vielen will ich nicht umgehen – und den meisten andern bin ich zu schlecht. Für mein talent keine Aufmunterung."
Keinem wäre er heute zu schlecht, auch wenn seine Tischmanieren zu wünschen übrigließen. Denn die Aufmunterung, die von seiner Musik kommt, tröstete über sämtliche Unsitten hinweg. Wenn Tausende sich heute in Salzburg anstellen, um Mozarts Musik zu hören, klingt es komisch und tragisch zugleich, daß ihm in derselben Stadt einst wenige wirklich zuhörten. „Wenn ich spielle, oder von meiner Composition was aufgeführt wird, so ists als wenn lauter tisch und sesseln die Zuhörer wären."
Die Sessel sind besetzt. Die Tische sind gedeckt. Die Ohren sind offen und die Arme einer Mutter, die ihren Sohn empfängt. Ob er sich umarmen ließe?

Eva-Gesine Bauer

Fotos: Eberhard W. Wolf

BERLIN TUT GUT

Berlin – Kantstraße, 23 Uhr. Der Vorhang ist gefallen, die Künstler verlassen das Theater des Westens. Doch der Abend geht weiter. Man trifft sich in einem der rund 5000 Restaurants, Bars oder Cafés der Stadt. Sich Zeit lassen und die Berliner Nacht genießen. Und morgen Probe für die Czárdásfürstin. Premiere ist am 18. Januar.

Das Sonderprogramm „Berliner Wintermärchen" bietet Besuchern der Stadt aber auch den Blick hinter die Kulissen. Zum Beispiel in der Deutschen Oper. Oder bei einem Gespräch mit dem neuen Generalintendanten der Staatlichen Schauspielbühnen Berlins, Heribert Sasse. Wann und wo steht im BERLIN-TUT-GUT-Programm.

Und außerdem mehr über die Weltstadt im Winter, das große Match der Tennis-Junioren Anfang Januar, über die Internationale Grüne Woche, Filmfestspiele und weitere Sonderveranstaltungen. Das Programm erhalten Sie kostenlos in Ihrem Reisebüro oder direkt beim Verkehrsamt Berlin, Europa Center, 1000 Berlin 30.

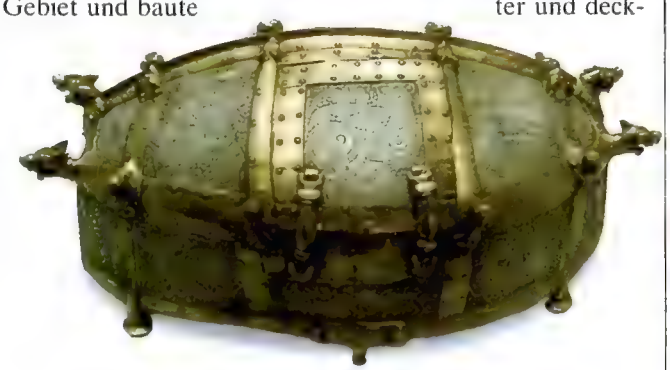
Am Haddebyer Noor, einem Seitenarm der Schlei, siedelten einst Wikinger. Nun sind dort im Museum ihre Hinterlassenschaften zu bewundern

Haithabu, die Stadt der Schätze

Genau dort, wo vor gut 1000 Jahren Wikinger eine Stadt bauten und regen Handel trieben, wird dem Besucher dieses Leben von einst nun in vielen Bereichen nahegebracht. Das kürzlich eröffnete Wikingermuseum „Haithabu", was in der Wikingersprache „Siedlung auf der Heide" bedeutete, macht's möglich.

Seit der Jahrhundertwende tummeln sich Archäologen und Historiker am Haddebyer Noor, einem Seitenarm der Schlei nahe Schleswig, an dem der Dänenfürst Göttrik Anfang des 9. Jahrhunderts Kaufleute angesiedelt hatte und wo im Laufe der Zeit eine rund 50 Hektar große Stadt mit gut ausgebautem Hafen entstand. Im Jahre 934 eroberte der deutsche König Heinrich I. das Gebiet und baute Haithabu zum Ostseehafen aus. 983/84 fiel die Stadt an den Dänenkönig Sven Gabelbart. Doch diese politischen Wechsel schadeten der Stadt nicht. Sie blühte immer mehr auf, wurde ein bedeutender Umschlagplatz.

Das änderte sich schlagartig, als im Jahre 1050 der weitum gefürchtete norwegische Seekönig Harald der Harte mit seinen Schiffen von der Ostsee in die Schlei einfuhr. Haithabu eroberte und brandschatzte. Sechzehn Jahre später, die Stadt hatte sich noch nicht von dem Überfall erholt, tauchten die Wenden auf, plünderten erst alle Häuser und zerstörten die Stadt vollends. Die Überlebenden zogen fort, kurz danach hob sich der Wasserspiegel der Schlei um gut einen Meter und deck-



Ein großer Schatz aus Wikingerzeit: der reich verzierte Cordula-Schrein, um 1000 n. Chr.

Besondere Attraktion für die Besucher: Vor ihren Augen wird das 1979

Schön und kunstvoll geformt: Keramiktöpfe verschiedenster Größen

geborgene Wikingerschiff zusammengesetzt

Vermächtnis der Wikinger: Runensteine geben Auskunft über ihr Leben

te alles zu. Aus der Sicht der Archäologen war dies ein Glücksfall, wie sich im Laufe der Ausgrabungsarbeiten herausstellte. Die von dem Wasser und dem Schlick konservierten Hinterlassenschaften der Wikinger waren vielfach noch recht gut erhalten. So wurden Schwerter gefunden, die noch in den hölzernen Scheiden steckten. Eine Sensation waren die sogenannten fränkischen Knebellanzen, mit denen Kettenhemden durchstoßen werden konnten, da sie besonders elastische Klingenblätter hatten.

Den größten Fund jedoch machte 1953 ein Taucher. In sieben Meter Tiefe steckte im Schlamm ein elegantes Wikinger-Langschiff, von dem dann nach langwierigen Vorarbeiten 1979 rund 300 Einzelteile geborgen wurden. Im Schiff befanden sich Skelette und ein durchbohrter Schädel. Die Wissenschaftler nehmen an, daß dieses Boot bei einem Kampf um Haithabu sank.

Schon lange stand fest, daß in Haithabu, dem bedeutendsten Fundort Norddeutschlands für Zeugnisse frühgeschichtlicher Zeit, ein Museum entstehen sollte. Und die Architekten haben sich bei der Planung allerhand einfallen lassen. Schon die sieben Pavillons mit dem Aussehen umgedrehter Ruderboote erinnern an die Wikinger. Denn auch die bauten langgestreckte Wabenhäuser. Die größte Besucher-Attraktion dürfte aber das Wikingerschiff sein, das in den nächsten zwei Jahren in der Haupthalle des Museums vor den Augen der Zuschauer zusammengebaut wird.

Stuhl eines Fürsten, rekonstruiert nach gefundenen Einzelteilen

Fotos H D Habbo

Eine Treppe wie im Mittelalter – aber aus Beton

Ungarn: Professor Bory und sein Denkmal

Die Gegensätze sind so groß, daß sie schon von weitem auffallen. Und verblüffen. Inmitten des tristen Öreghegy, einer Vorstadtsiedlung der ungarischen Provinzstadt Szekesfehervar, dem früheren Stuhlweißenburg, erhebt sich aus dem Meer eintöniger Reihenhäuser eine Burg, ähnlich romantisch wie des Bayernkönigs Ludwig II. Märchenschloß Neuschwanstein.

Doch so mittelalterlich, wie sie aussieht, ist die Ritterburg beileibe nicht; sie entstand in unserem Jahrhundert. Und sie ist das Werk eines einzigen Mannes. Vierzig Jahre lang baute daran der Architekt, Bildhauer und Maler Jenö Bory, füllte sie mit Leben und Kunstschätzen und setzte sich damit ein faszinierendes Denkmal.

Geschichtsträchtig war die Region, in der Jenö Bory 1879 geboren wurde, immer schon. Der große ungarische König Stephan I. (997 bis 1038) erkor Szekesfehervar zu seiner Residenz; fünf Jahrhunderte lang war dann die Stadt Krönungsort und Begräbnisstätte für die ungarischen Könige. Und der kleine Jenö lauschte begierig den alten Geschichten von den Burgen und Schlössern der Stadt, die von den Türken zerstört worden waren.

Unglaublich, aber wahr: Professor Jenö Bory baute sich in 40 Jahren eigenhändig sein Traumschloß

Jenö Bory in seinem Atelier. Detail eines Gemäldes von Rakssànyi

Jenö studierte Architektur, wurde erfolgreicher Maler und Bildhauer und Lehrer an der Kunstakademie in Budapest. Seinen Kindheitstraum vom romantischen Schloß vergaß der berühmte Professor für Bildhauerei aber nie. Im Jahre 1923 begann er seinen Traum zu verwirklichen. Und Jenö Bory machte alles selbst. Er war Architekt, Maurer und Zimmerer. Bei der gröbsten Arbeit halfen ihm manchmal befreundete Weinbauern. Nach vierzig Jahren mühevoller Arbeit war das Werk vollendet, stand sein Traumschloß.

Nun wollte Jenö Bory es mit Leben füllen. Im Rittersaal richtete er sich ein Atelier ein, gestaltete Marmorplastiken und Bronzeskulpturen von vollendeter Schönheit, das Schloß ist vollgestopft mit seinen Kunstwerken. Nach Borys Tod wurde es Museum; es ist das einzige Privatmuseum Ungarns.

Fotos Wolfgang Eckerle

Alfred Förg, Verleger der „Rosenheimer Raritäten", bringt mit seinen Büchern und Ausstellungen Schwung in die Kunstszene

Fotos: E. W. Wolf

Verlage: Ein Mann macht von sich reden

Der Vergleich mit dem Sprichwort vom „Hecht im Karpfenteich" ist in diesem Falle gar nicht so unangebracht. Alfred Förg, Inhaber des kleinen, aber feinen Rosenheimer Verlagshauses, bringt mit immer neuen Ideen Wellenschlag in das sanft dahinplätschernde Gewässer des Kunstbuchmarktes. Er verlegt nicht nur begehrenswerte Kunstbücher; er dürfte wohl auch der einzige Privatmann sein, der dazu spektakuläre Ausstellungen initiiert und organisiert. Angefangen hat das vor ein paar Jahren bei Rot vor einer Verkehrsampel. Beim Warten neben der Städtischen Kunstgalerie in Rosenheim dachte Förg plötzlich: Eigentlich schade, daß diese so schönen und praktischen Räume so wenig genützt werden. Er hatte gerade die Arbeit über das Buch der „Süddeutschen Malerei" abgeschlossen. Beim Weiterfahren kam ihm der Gedanke, daß es doch möglich sein müßte, diese schönen Bilder auch in einer Ausstellung zu zeigen. Die Stadt Rosenheim machte begeistert mit. Förg sammelte im ganzen süddeutschen Raum etwa 160 Gemälde ein, und die Ausstellung bewunderten dann 17 000 Besucher. Der ganz große Erfolg aber wurde die von ihm organisierte Defregger-Ausstellung. Die Defregger-Freunde kamen nicht nur aus Rosenheim, sondern auch aus München, aus dem Schwäbischen, Fränkischen und Österreich. Mehr als 50 000.

Mit der Ausstellung zum Buch „Leibl und sein Kreis" gab es dann ungeahnte Schwierigkeiten. Nur 55 Gemälde waren greifbar, Alfred Förg aber gab nicht auf. Er inserierte in Fachzeitschriften, und über 120 Privatleute stellten ihre Gemälde zur Verfügung.

Zur Zeit bereitet Förg seine fünfte Ausstellung vor. Für das von Professor Nicolo Rasmo gestaltete Buch „Kunstschätze Südtirols" ist er mehr unterwegs als daheim. Diesmal gilt es neben Gemälden auch noch Skulpturen und Kunsthandwerk als Leihgaben zu gewinnen. Nebenbei ist ein Buch in Arbeit, das eine Sensation zu werden verspricht. Kriminaldirektor Wilhelm Wöbking vom Bayerischen Landeskriminalamt hat erstmals nach Dokumenten genau rekonstruiert, was am 13. Juni vor 100 Jahren nun wirklich geschah, als König Ludwig II. von Bayern im Starnberger See den Tod fand.

Film: Der steinige Weg zum Ruhm

Die Hürden sind hoch, und es gibt viele, die genommen werden müssen auf dem Weg zum Oscar, der höchsten amerikanischen Filmauszeichnung. Kürzlich wurde ein deutscher Film auf diesen beschwerlichen Weg geschickt. „Bittere Ernte", ein Film von Agniezka Holland mit den Hauptdarstellern Armin Mueller-Stahl und Elisabeth Trissenaar, wurde von der Exportunion des deutschen Films zum Wettbewerb um den Oscar für den besten fremdsprachigen Film angemeldet. Ein siebenköpfiges Fachgremium von den sieben Verbänden, die in der Bundesrepublik mit Film zu tun haben, wählte den Holland-Film unter einer ganzen Reihe aus.

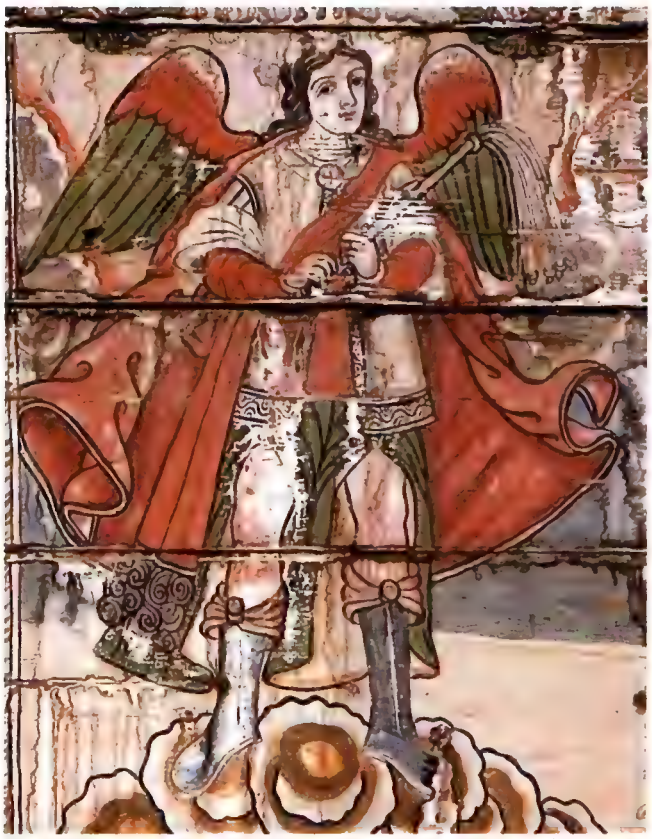
Rosa und Leon: Als es um ihr Leben geht, läßt er sie im Stich

Der weitaus schwierigste Teil des Wegs beginnt allerdings erst in Amerika. Rund 1000 Fachleute begutachten die von vielen Ländern eingeschickten Werke, und dann wird gesiebt, bis noch fünf Filme übrigbleiben. Daraus wird dann der für den Oscar würdige Film herausgefiltert.

Der Stoff, so hofft man bei der Exportunion, wird gefallen. Er handelt von zwei Menschen in Polen im Kriegsjahr 1943. Der Bauer Leon Wolny (Armin Mueller-Stahl) nimmt die Jüdin Rosa (Elisabeth Trissenaar) bei sich auf, die aus dem Transport zu einem Vernichtungslager hatte fliehen können. Das Leben der beiden gestaltet sich nicht einfach, da Leon Frauen gegenüber größte Hemmungen hat und Rosa ihm weit überlegen ist . . . Zuletzt aber entwickelt sich aus der gegenseitigen Abhängigkeit doch so etwas wie Liebe. Aber als es dann bitterernst wird, versagt Leon. Er war Rosas Retter und wird schließlich ihr Henker.

Armin Mueller-Stahl (links) bekam beim World-Film-Festival 1985 in Montreal für seine Rolle in dem Film bereits eine Auszeichnung

Fotos dpa



Bibel für das einfache Volk: ein Engel mit Folterwerkzeugen

Die Leitern des Himmels: Der Verkündigungsengel steigt herab

Mexiko: Ein Kunstwerk in der Einöde

Der Künstler Enrique Luft Pavlata war nicht wenig erstaunt, als er in einer öden Landschaft gut 200 Kilometer westlich von Mexiko-City eine Kirche sah, deren Aussehen trotz der Verwahrlosung immer noch die Pracht des frühen 18. Jahrhunderts ahnen ließ.

Völlig überrascht aber wurde Pavlata, als er das Innere der Kirche besichtigte. Der Altar war über und über vergoldet, die Seitenwände mußten einmal bemalt gewesen sein, die Decke zierte noch ein über 200 Quadratmeter großes Gemälde. Der Mittelteil der stark renovierbedürftigen Malerei zeigte das Leben Mariens, und ganz ausführlich waren die Geburt und das Leiden Christi dargestellt. Und Pavlata ließ die Frage nicht mehr los, wie solch ein Kunstwerk in so eine gottverlassene Gegend komme.

Eine Inschrift an einem Pfeiler führte schließlich auf die Spur des Pfarrers Don Diego Fernandez Bianco y Villegaz, der Anfang des 18. Jahrhunderts in das so einsam gelegene kleine Dorf Tupataro vermutlich strafversetzt worden war. Villegaz war ein großer Liebhaber barocker Pracht, und sein ganzes Bestreben war es, zur Ehre seines Gottes die Kirche entsprechend auszugestalten.

Dabei muß der Pfarrer großen Einfluß auf die Gläubigen gehabt haben; denn alle halfen bereitwillig mit. Den Maler, der die kunstvollen Deckengemälde schuf, konnte Pavlata trotz aller Suche nicht ausfindig machen.

Enrique Luft Pavlata, in Linz, Österreich, geboren, Studium an der Akademie der Schönen Küste in Berlin, war von der dem Verfall preisgegebenen Kirche und den Gemälden so begeistert, daß er sie unbedingt erhalten wollte. Seine Begeisterung steckte den Pfarrer und auch die Leute im Dorf an. Alle unterstützten den Künstler, obwohl die Renovierungsarbeiten schon Jahre dauern. Bald wird die Kirche wieder in ihrer ursprünglichen Pracht erstrahlen.

Heidnisches Symbol an der christlichen Kirche: Sonnenzeichen

Fotos R. van der Hist.Imagine Photos Agency

England: Nach der Auktion kam die Überraschung

Weil die 77 Jahre alte Mary King aus Cerne Abbas in der südenglischen Grafschaft Dorset nach dem Tode ihres Mannes dringend Geld brauchte, nahm sie sein Lieblingsgemälde „Ein trinkender Mann" von der Wand und brachte es zu einer örtlichen Kunstversteigerung. Erfreut steckte Mary 190 Pfund (rund 700 Mark) Erlös ein.

Wenige Monate später tauchte das Gemälde bei einer Auktion in London auf. Im Katalog war es dem italienischen Maler Carracci zugeschrieben, was von Kunstkennern allerdings bezweifelt wurde. Den Galeristen Derek Jones und Philip Harari war der „trinkende Mann" nun aber doch 500 Pfund wert.

Beim Säubern des Bildes fanden sie einen Hinweis, daß es im Jahr 1896 bei Christie's in London schon einmal versteigert worden war. Und sie entdeckten noch etwas: Das Gemälde war tatsächlich ein Werk des Malers Annibale Carracci (1560–1609), der neben Caravaggio zu den wichtigsten italienischen Malern jener Zeit zählt.

Nun hagelte es Angebote von englischen Museen und Kunstliebhabern aus Amerika. Das höchste liegt mittlerweile über einer Million Mark, was noch lange nicht der endgültige Preis sein dürfte. Und Mary King klagt: „Ich könnte weinen . . ."

Fast zur gleichen Zeit wurde ein echter Gainsborough entdeckt, der erst im Februar bei Christie's in London für 800 Pfund (rund 3000 Mark) den Besitzer gewechselt hatte. Das „Porträt eines unbekannten Mannes" war einem unbekannten Künstler des 18. Jahrhunderts zugeschrieben. Die National-Porträt-Galerie in London fand heraus, daß es sich um einen echten Gainsborough handle, gemalt etwa zwischen 1760 und 1770. Das Gemälde wird auf knapp 180 000 Mark geschätzt. Englands Kunstszene ist also nach wie vor für Überraschungen gut.

Von 700 Mark auf eine Million: Carraccis „Trinkender Mann"

Könnte weinen: Mary King verkaufte aus Not einen Carracci, der Jahrzehnte unerkannt im Wohnzimmer hing

Paläontologie: Ein Außenseiter wurde fündig

Die Grube im Gerhardsreiter Graben, einem tiefen Bachbett am Fuße des Zinnkopfes südlich von Traunstein, ist eigentlich nicht groß, nur zwölf Meter tief und 20 Meter breit. Was in dieser Grube aber innerhalb kurzer Zeit gefunden wurde, dürfte einmalig sein in der Geschichte der europäischen Paläontologie.

Neben einer ganzen Reihe von Versteinerungen wurden darin die Gebeine von zwei Mammuts, zwei Wollnashörnern und einem Riesenhirsch ausgegraben. Zuletzt wurde das Skelett eines Höhlenlöwen oder Höhlentigers freigelegt, was ebenso sensationell ist wie der Fund des Mammuts. Und das alles ist die Arbeit eines 26 Jahre jungen Mannes, der von Beruf Klavierbauer ist.

Schon als Junge interessierte sich Bernhard Bredow aus Siegsdorf für die Wissenschaft von den Lebewesen längst vergangener Erdperioden. Vor zehn Jahren dann fand er im Gerhardsreiter Graben einen Mammutknochen. Bernhard wollte sofort zu graben anfangen, doch der Arbeitsaufwand überstieg bei weitem die Kraft und die Möglichkeiten des Klavierbauerlehrlings. Erst als der Gemeinde von Wissenschaftlern versichert wurde, daß die Gelder für Grabungen sinnvoll angelegt seien und sie 425 000 Mark bewilligte, konnte Bernhard Bredow mit Bagger und vier Helfern die Arbeit beginnen. Und der Gemeinderat staunte über den „Tierpark", den er

Fotos: Harari & Johns (1), Observer (1)

Voller Stolz präsentiert Hobby-Paläontologe Bernhard Bredow seinen Fund: des Mammuts zentnerschwere Zähne

Ganz fachmännisch, so als hätte er diese Arbeit schon immer gemacht, präpariert Bredow die vielen Knochenfunde

innerhalb weniger Monate zutage förderte.
Paläontologen vermuten nun, daß vor rund 30 000 Jahren an dieser Stelle ein von den Eiszeitgletschern gespeister Tümpel gewesen sei, den die Urzeittiere als Tränke benutzten. Die zahlreichen Funde auf engstem Raum erklären sie damit, daß die Skelette in der Regel von älteren und ganz jungen Tieren stammen, die an der Tränke von auf Beute lauernden Raubtieren mühelos geschlagen werden konnten. Und im Uferschlamm solcher Tränken wurden die Skelette besonders gut konserviert, so daß sie die Zeiten überdauerten.
Bernhard Bredow hat kürzlich zu graben aufgehört und präpariert nun die Tierknochen, finanziell unterstützt von der Gemeinde, in einer eigens dafür eingerichteten Kellerwerkstatt. Wenn es nach dem Willen von Bürgermeister Wilhelm Maier geht, dann wird für die Funde in Siegsdorf ein kleines Naturkundemuseum gebaut.

Fotos Eckhard Gmemer

ANZEIGE

LIEBER PAN-LESER, *als vor gut 1800 Jahren der antike Reiseschriftsteller Pausanias nach* **MYKENE** *kam, fand er nur noch Teile der Ringmauer und das Löwentor. 17 Jahrhunderte später war Schliemann fündiger.*

Und so füllen heute die kostbaren Schätze den Mykenischen Saal – Herzstück des Archäologischen Nationalmuseums in **ATHEN.** *Beides sind Stationen unserer 8tägigen* **STUDIENREISE** *zu den* **HÖHEPUNKTEN DES KLASSISCHEN HELLAS,** *auf der Sie unsere Reiseleiter zu den wichtigen Stätten der griechischen Antike begleiten und in den schönsten Landschaften Mythen, Legenden*

und Geschichte wach werden lassen. Diese Studienreise (ab DM 1525,–) können Sie, wie viele andere auch, mit einem **ERHOLUNGSURLAUB** *verbinden.*

Unseren neuen Katalog Sommer 1986 mit Studienreisen durch 28 Länder mit und ohne Erholungsurlaub erhalten Sie in Ihrem TUI-Reisebüro oder direkt von Dr. Tigges-Fahrten, Abteilung 4641 P1, Postfach 2947, 3000 Hannover 1.

DR. TIGGES-FAHRTEN
In guter Gesellschaft die Welt erleben

TV-Programm im Januar

MITTWOCH, 1.

Johann Sebastian Bach:
Kantaten 4–6
9.50 Uhr / ZDF
Die Marc-Chagall-Fenster in St. Stephan zu Mainz
11.00 Uhr / ARD
Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker, Leitung: Lorin Maazel
12.15 Uhr / Schweiz DRS
In einem japanischen Zen-Kloster
15.15 Uhr / S 3
Aus europäischen Schlössern (8):
Malesherbes
16.15 Uhr / BR 3
Taubergießen
18.30 Uhr / S 3
Mozart (3). Verfilmung seines Lebens in fünf Teilen
19.00 Uhr / BR 3
Kultursendung
19.20 Uhr / ZDF
Alte Ansichten: **Königsberg 1938**
19.45 Uhr / NDR 3
Das Klavierwerk J. S. Bachs:
1. Klangbild
13.00 Uhr / S 3

DONNERSTAG, 2.

Die Kunstsammlungen des Fürsten Liechtenstein
17.45 Uhr / WDF 3
Alte Ansichten: **Breslau 1924**
19.45 Uhr / NDR 3
Das Klavierwerk J. S. Bachs:
Die Kunst der Fuge
22.10 Uhr / S 3

FREITAG, 3.

Die Etrusker
17.45 Uhr / BR 3
Mozart (4)
19.00 Uhr / BR 3
Aspekte
22.05 Uhr / ZDF

SAMSTAG, 4.

Wanderungen durch die DDR: **Rund um Bautzen**
15.30 Uhr / BR 3
Aus europäischen Schlössern (9):
Schloß St. Chaftier
16.15 Uhr / BR 3
Altes Handwerk im Schwarzwald
17.15 Uhr / S 3
Mozart (5)
19.00 Uhr / BR 3
Alte Ansichten: Schlesien – **Die Grafschaft Glatz 1926**
19.45 Uhr / NDR 3
Das Klavierwerk J. S. Bachs:
3. Die Goldberg-Variationen
23.00 Uhr / S 3

SONNTAG, 5.

Aus europäischen Schlössern (10): **Schloß Lys Saint Georges**
16.30 Uhr / BR 3
Richard Billinger – Der vergessene Dichter
19.00 Uhr / BR 3
Die Insel Frauenchiemsee

20.35 Uhr / BR 3

MONTAG, 6.

Aus europäischen Schlössern (11): **Schloß Nohant**
16.15 Uhr / BR 3
Kunst und Brauchtum: **Die Heiligen Drei Könige in der Historie**
18.00 Uhr / S 3
Kulturzeit der Abendschau
18.00 Uhr / BR 3
Porträt Georg Heym
22.10 Uhr / ZDF

DIENSTAG, 7.

Deutsche Puppentheater
16.30 Uhr / BR 3
Goldschmiede
20.00 Uhr / BR 3
Kulturwelt
23.00 Uhr / ARD
Kulturfeature: Imre Varga
23.15 Uhr / NDR 3

MITTWOCH, 8.

Reisewege zur Kunst:
UdSSR – Riga und Umgebung
20.15 Uhr / S 3
Bauernmalerei
21.45 Uhr / WDF 3

DONNERSTAG, 9.

Piccolo Szenario – **Die fantastische Welt der Marionetten**
20.25 Uhr / S 3

FREITAG, 10.

Aspekte
22.05 Uhr / ZDF
Martin Luther (1). Fünfteiliger Fernsehfilm
22.15 Uhr / WDF 3

SAMSTAG, 11.

Wanderungen durch die DDR: **Die Altmark**
14.45 Uhr / BR 3
Görlitz, jenseits der Neiße 1974
20.30 Uhr / NDR 3
Brahms-Zyklus (1): Sinfonie Nr. 1, c-Moll, op. 63, Dirigent: Leonard Bernstein
21.30 Uhr / WDF 3

SONNTAG, 12.

Französische Maler (1)
10.00 Uhr / ARD
Bauernmalerei
18.00 Uhr / S 3
Alte Waffen – glänzend gefälscht
18.45 Uhr / S 3
Die Araber und Europa
20.15 / WDF 3

MONTAG, 13.

Das Sauerland
17.00 Uhr / WDF 3
Kulturzeit der Abendschau
18.15 Uhr / BR 3
Bauernmalerei
21.00 Uhr / NDR 3

MITTWOCH, 15.

Beobachtetes und Aufgelesenes aus dem Kulturleben
20.15 Uhr / S 3
Rund um ein kulturpolitisches Thema (aktuell)
20.15 Uhr / SFB 3
Lesezeichen (Kultur)
22.15 Uhr / BR 3

DONNERSTAG, 16.

Atelierbesuch
21.25 Uhr / S 3

FREITAG, 17.

Aspekte
22.05 Uhr / ZDF
Martin Luther (2)
22.15 Uhr / WDF 3

SAMSTAG, 18.

Die Insel Rügen
14.45 Uhr / BR 3
Riesengebirge und Grafschaft Glatz 1974
20.30 Uhr / NDR 3

SONNTAG, 19.

Besuch im Burgmuseum in Brome
18.45 Uhr / S 3
Hundert Meisterwerke
23.00 Uhr / ARD

MONTAG, 20.

Kulturzeit der Abendschau
18.15 Uhr / BR 3

DIENSTAG, 21.

Literarische Reise in den Orient
20.00 Uhr / BR 3
Kleint – Ein Porträt des Malers
20.15 Uhr / SR 3

MITTWOCH, 22.

Vom Ursprung der europäischen Plastik – Glyptothek und staatliche Antikensammlungen
20.15 Uhr / S 3

DONNERSTAG, 23.

Hände – Werke – Künste
20.25 Uhr / S 3
Atelierbesuch: Volker Krebs
20.55 Uhr / S 3
Kulturkalender (regional für Rheinland-Pfalz)
21.50 Uhr / S 3
Kultur aktuell
22.00 Uhr / NDR 3
Titel – Thesen – Temperamente
22.00 Uhr / ARD
Kulturszene (Magazin)
22.15 Uhr / WDF 3

FREITAG, 24.

Aspekte
22.05 Uhr / ZDF
Martin Luther (3)
22.15 Uhr / WDF 3

SAMSTAG, 25.

Wanderungen durch die DDR: **Der östliche Harz**
14.15 Uhr / BR 3
Länder–Menschen–Abenteuer: **Carneval in Venedig**
19.30 Uhr / S 3

SONNTAG, 26.

Französische Maler (2)
10.00 Uhr / ARD

MONTAG, 27.

Der Niederrhein
17.00 Uhr / WDF 3
Atelierbesuch: Hermann Schaffran
17.30 Uhr / BR 3
Kulturzeit der Abendschau
18.15 Uhr / BR 3

MITTWOCH, 29.

Ein aktuelles kulturpolitisches Thema
20.15 Uhr / SFB 3
Lesezeichen (Kultur)
22.15 Uhr / BR 3
Max-Ophüls-Preis 1986
22.20 Uhr / S 3

DONNERSTAG, 30.

Atelierbesuch: Hüppi
21.55 Uhr / S 3
Martin Luther (4)
22.15 Uhr / WDF 3
Bücherjournal
22.00 Uhr / NDR 3

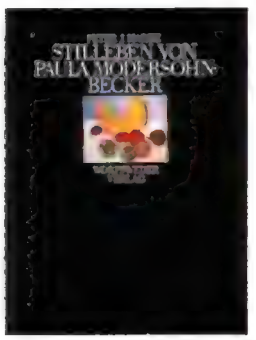
Bücher

Diese Fotos sind das Destillat aus sieben Sommern. Sie sind meine Art, mit behutsamer Hand die Wirkung festzuhalten, die bestimmte Augenblicke auf mich hatten", schreibt Fotograf Joel Meyerowitz über seinen Bildband. Der Amerikaner, über den der berühmte Lichtbildner Ansel Adams sagte, er sei „besser als alle anderen Farbfotografen", fing mit seiner Kamera seine ganz persönlichen Impressionen ein – etwa das Glitzerspiel des Lichts auf dem Wasser, ein sommersprossiges Mädchen am Strand, ein Korb mit Obst, eine bizarre Landschaft, ein geheimnisvolles Haus, eine Badeszene. Wunderbare Aufnahmen mit einem einfühlsamen Text des Fotografen. Wenn hier dennoch leichte Kritik angebracht wird, so deshalb, weil Meyerowitz es versäumt hat, Kamera, Objektiv und Belichtungszeit zu vermerken.
„Ein Sommertag", 160 S., 65 ganzseitige Farbfotos, Preis 79 Mark, Christian Verlag, München.

Ein Lavendelfeld ist mehr wert als ein Weizenacker, sagen die Leute aus der Provence. Bilder, exzellente Fotografien dieser so herrlichen Region Frankreichs, in der neben dem Lavendel und den Sonnenblumen ebenso Oliven, Feigen, Mandeln und Wein gedeihen, haben der dänische Fotograf Ole Hoyer und seine kanadische Kollegin Wendy Snowdon liebevoll zusammengestellt. Sie zeigen die Menschen der Provence bei ihren täglichen Beschäftigungen, typische Gebäude und immer wieder reizvolle Landschaft selbst. Wolfgang Vahl, ebenfalls ein Kenner der Provence, schrieb dazu sehr einfühlsame Texte, die um Zitate von Cézanne, Colette, Baissette und Mistral bereichert sind. Gerade in der kalten Jahreszeit bekommt der Betrachter dieses wunderschönen Bildbandes richtig Lust, seinen nächsten Urlaub dort zu verbringen, wo im Sommer die Luft so seidenweich ist, wo die Sonne flirrt und wo im Schatten uralter Olivenbäume schwarze Stiere gemächlich wiederkäuen. Dieses Buch über die Provence, dem seine Autoren den Untertitel „wie wir sie lieben" gaben, wird auch jeden Leser und Betrachter in seinen Bann ziehen.

„Provence – wie wir sie lieben", 80 S., 80 Farbfotos, mit wissenswerten Informationen und einer Karte im Anhang, Preis 29,80 Mark, Herder Verlag, Freiburg, Basel, Wien.

Paula Modersohn-Becker, in Dresden geborene und in der Künstlerkolonie Worpswede gestorbene Malerin, hinterließ neben einer Fülle von lyrischen Landschaftsbildern auch eine ganze Reihe eigenwilliger Stilleben. Diesen



widmete sich der Kunsthistoriker und NDR-Fernsehredakteur Peter J. Harke in seinem Bändchen. Der Autor legt die Zusammenhänge und Voraussetzungen dar, die für das Entstehen dieser Werke wichtig waren. Eingebettet in die politische und soziale Lage um das Jahr 1900, zeichnet Harke ein Bild der Malerin, das tiefe Einblicke in die Persönlichkeit der sensiblen Künstlerin zuläßt. Im Mittelpunkt des Buches stehen aber selbstverständlich die Bilder, die Stilleben. Das „Ewige", das „Wesenhafte" wollte Paula Modersohn-Becker mit ihnen freilegen, gleichzeitig jedoch nicht vollständig fortgehen vom Gegenständlichen. Harke, der sich jahrelang mit den Stilleben der Künstlerin beschäftigt hat, bietet neben genauen Bildbeschreibungen Denkanstöße, die dazu anregen, sich einmal mehr mit dem Werk und den Absichten dieser Malerin zu befassen.
„Stilleben von Paula Modersohn-Becker", 114 S., 42 Farbreproduktionen von zumeist bisher unveröffentlichten Stilleben, 22 Vergleichsbilder, 4 Fotos, Preis 36 Mark, Worpsweder Verlag.

LIEBER PAN-LESER,

um Griechenland mit uns kennenlernen zu können, bieten wir Ihnen in unserem neuen Katalog 8 Reisethemen. Neben der Studienreise zu den Höhepunkten des klas-

sischen Hellas sind es Reisen zu folgenden Themen: **GROSSE GRIECHENLAND-STUDIENFAHRT,** *15tägige Studienreise ab DM 2265,–;* **GOLF VON KORINTH UND PELOPONNES,** *15tägige Studienreise ab DM 2210,–;* **WANDERN AUF DEM PELOPONNES,** *8tägige Standort-Studienreise ab DM 1710,–;* **GROSSE KRETA-STUDIENFAHRT,** *15tägige Studienreise ab DM 2250,–;* **KRETA – WIEGE EUROPAS,** *15tägige Standort-Studienreise ab DM 2225,–;* **4000JÄHRIGES KRETA,** *8tägige Standort-Studienreise ab DM 1635,–;* **WANDERN AUF KRETA,** *15tägige Standort-Studienreise ab DM 2295,–. Alle diese Reisen können Sie mit einem* **ERHOLUNGSURLAUB** *verbinden. Beachten Sie bitte auch unsere Anzeige auf der vorhergehenden Seite.*

DR. TIGGES-FAHRTEN
In guter Gesellschaft die Welt erleben

Leserbriefe

An Redaktion PAN, Postfach 1230, 7600 Offenburg

Glückliche Berliner

Zu „Christo oder Die Kunst der Verhüllung", PAN 11/85

Die Berliner sind doch glücklich zu preisen; steht nun auch ihnen ein Verhüllungsereignis von Christo Javacheff bevor. So sind sie und kunstfreudige Gäste ihrer Stadt aus aller Welt nicht nur auf „Hieronymus Holzschuher", den „Mann im Goldhelm" oder „Leda mit dem Schwan" allein angewiesen. Wenn auch nur für kurze Zeit, kann man sich an den Stoffbahnen des eingepackten Reichstagsgebäudes zusätzlich erfreuen. Glücklich aber auch der Künstler, der in dieser Stadt Menschen antrifft, die der Kunstrichtung des Involvonismus aufgeschlossen sind und ihm sein großes Werk ermöglichen wollen.
Da das Reichstagsgebäude, das nicht weit von der Mauer steht, im Blickfeld der Berliner jenseits der Grenze liegt, können diese sich einen Begiff von westlicher Freiheit machen, die es erlaubt, solch einen Unfug zu treiben.
Sollte es aber auch mit der Verhüllungsaktion des Reichstagsgebäudes nichts werden, böte sich vielleicht der Flughafen Berlin-Tegel als Alternative an. – Hallo, Berliner, seid wachsam!

Ulrich Raddatz
6000 Frankfurt/Main

Wegweiser

„Auf den Dächern der Neuen Welt", PAN 10/85

Im obigen Artikel wird der deutsche Architekt Helmut Jahn erwähnt. Ich als Fränkin bin stolz auf diesen Sohn Frankens. Das Foto zeigt das Regierungsgebäude Illinois-State-Center in Chikago. Es gilt als Wegweiser in das 21. Jahrhundert. Dieser

Illinois-State-Center: Architekt aus Franken

Bau liegt außerhalb der überlieferten Typologie. Durch das freie Spiel mit geometrischen Körpern wird der fragmentarische Charakter betont. An Stelle einer Kuppel setzt Helmut Jahn als verfremdetes Element einen geschnittenen Glaszylinder auf das 17-geschossige und 50 Meter Durchmesser große Atrium, von dessen Umläufen die Büros erschlossen werden. Ich denke, diese gewagte Konstruktion verdient es, als Höhepunkt des obigen Artikels in PAN veröffentlicht zu werden.

Emmi Nahr
8522 Herzogenaurach

Niedergang des Geistes?

Leserzuschriften zu Chagall, PAN 11/85

Toynbee hat das Wort.
Wenn die Moderne zu derart heftigen Kontroversen provoziert, braucht man sich über den schlechten Stil, in dem die Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden, nicht zu wundern. Zu wünschen wäre mehr Sachlichkeit. – Man muß dem folgenden Zitat von Toynbee nicht in allen Stücken zustimmen. Daß seine Argumente bedenkenswert sind, läßt sich nicht bestreiten.
Toynbee: „Wir kommen zu entsprechenden Schlußfolgerungen, wenn wir von der praktischen Technik der Ingenieurkunst zu den künstlerischen Techniken der Architektur und Skulptur, Malerei, Kalligrafie und Literatur übergehen. Warum kommt z. B. der hellenische Stil der Architektur zwischen dem 4. und 7. Jhdt. n. Chr. außer Gebrauch? Warum schaffen die osmanischen Türken 1928 das arabische Alphabet ab? Warum legt jetzt fast jeder nicht abendländische Gesellschaftskörper in der Welt seine traditionelle Kleidung und andere Kunstformen ab? Und um mit uns selbst zu beginnen, können wir fragen, warum unsere eigenen traditionellen Musik-, Tanz-, Mal- und Plastikstile von einem Großteil unserer aufsteigenden Generation preisgegeben worden sind.
Wir haben aus unseren Seelen vorsätzlich die großen Meister vertrieben, die die vertrauten Geister unserer Vorväter gewesen sind; und während wir uns selbstzufriedener Bewunderung des geistigen Vakuums, das wir selbst geschaffen haben, hingaben, ist ein tropisch-afrikanischer Geist in Musik, Tanz und Bildhauerei eine unheilige Allianz mit einem pseudo-byzantinischen Geist in Malerei und Relief eingegangen und hat sich wohnlich in einem fremden Haus niedergelassen, das er gefegt und geschmückt vorfand. Der Verfall ist im Ursprung nicht technisch, sondern geistig. In der Verwerfung unserer eigenen abendländischen Künstlertradition und der damit verbundenen Reduzierung unserer Fähigkeiten auf einen Zustand wunschloser Leerheit und Sterilität, in der sie sich der exotischen und primitiven Kunst von Dahome und Benin bemächtigen, als ob es das Manna in der Wüste wäre, bekennen wir vor allen Menschen, daß wir unser geistiges Erstgeburtsrecht verwirkt haben." Aus: Arnold Toynbee. Der Gang der Weltgeschichte, Band 1, S. 349.

Kurt Fr. Wunner
4048 Grevenbroich 5

Seelisch krank?

Chagall ist für mich im besten Fall ein psychologisches Problem, wobei es mir unerklärlich bleibt, weshalb er sich den Mitmenschen mit der Malerei offenbaren wollte. Ich kann mir dies nur so erklären, daß den zuerst einmal Totgeborenen ein böser Geist dazu verleitet hat, und zwar mit folgenden Worten: „Sieh da, die Zeit ist gekommen mit weltumspannenden, krankhaften, selbstmörderischen Wertvorstellungen. Verlasse daher schnell Witebsk, ziehe nach dem Westen und male. Du hast jetzt keine Konkurrenz – weder einen Leonardo noch einen Liebermann. Daher male, wie du nur kannst – auf Teufel komm heraus, und du wirst reich und berühmt werden. Wenn auch nur für eine Zeit, die uns seelisch krank sein läßt."

Siegfried Hubich
6082 Walldorf

Dank aus Neuseeland

Ich möchte Ihnen mitteilen, daß PAN hier in Neuseeland

in großem Maße dazu beiträgt, den Neuseeländern die deutsche Kultur nahezubringen. Ich unterrichte hier privat und an der Abendschule Deutsch. Ein Teil des Unterrichts besteht aus Beschreibungen der deutschen Baustile, der Landschaft mit ihren verschiedenartigen Häusern und der deutschen Geschichte. Ihre Zeitschrift mit Artikeln über Malerei, Baukunst der verschiedenen Jahrhunderte und dem Leben großer Deutscher ist mir hierbei eine unersetzliche Hilfe. Ich habe nicht nur z. T. ausführliche Fakten, sondern auch gutes Bildmaterial zur Verfügung, und meine Schüler gehen an ihre geplanten Reisen nach Deutschland mit ganz neuen Interessen heran. Auch die Artikel über deutsche Sitten und Gebräuche werden mit großer Begeisterung aufgenommen, und sogar ich selbst lerne immer wieder etwas Neues dazu. Herzlichen Dank für PAN, auch im Namen meiner Schüler!

Gislind Lucas
Auckland 7
New Zealand

Irritiert

„Deutsche Denkmäler", PAN 10/85

Im Oktoberheft 1985 veröffentlichten Sie einen Bericht über den Herkules in Kassel. Als gebürtige Kasselerin war ich irritiert bei dem Absatz „Als Revier bevorzugte er den wildreichen Habichtswald und den Reinhardswald, einen parkähnlichen Berghang, etwa eine Wegstunde von Kassel entfernt . . ." Es entsteht der Eindruck, daß Habichtswald und Reinhardswald eine Einheit bilden. Beide Waldgebiete haben aber überhaupt keinen Bezug zueinander – nicht einmal geologisch, sondern stellen völlig selbständige Gebirgszüge dar. Der Reinhardswald erstreckt sich zwischen Hann.-Münden und Karlshafen und besteht aus Buntsandstein und Muschelkalk. Der Habichtswald erhebt sich als von Basalt und Basalttuff durchbrochener Gebirgsstock westlich von Kassel. Die Baufälligkeit des Riesenschlosses ist vor allem durch die Verwendung von Tuffbasalt gegeben.

Anna-Maria Leimbach
3500 Kassel

Über den Gebirgsmaler **E. T. Compton** *soll ein Buch mit seinen Ölbildern und Aquarellen erscheinen. Sachbearbeiter ist der Direktor des Österreichischen Alpenvereinsmuseums in Innsbruck: Professor Ing. Ernst Bernt, Wilhelm-Greil-Str. 15, A-6020 Innsbruck. Tel.: 00 43 52 22/2 31 71. Besitzer von Compton-Bildern werden gebeten, Dias oder Schwarzweiß-Aufnahmen für die Gestaltung des Buches und des Bilderkataloges zur Verfügung zu stellen. Strengste Diskretion wird zugesichert.*

Verantwortung in Sachen Wein bleibt

Zu „Der Wein erfreut des Menschen Herz", PAN 10/85

Das Wort ist kein Dichterspruch, den Goethe dem Bruder Martin im 1. Akt des „Götz" in den Mund legt, sondern ein Bibelwort. Im Psalm wird aufgezählt, wofür der Mensch zu danken Anlaß hat. Schließlich heißt es in den Versen 14 und 15: „Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß du Brot aus Erde hervorbringst, daß der Wein erfreue des Menschen Herz." Ähnlich lauten die Stellen im Richterbuch Kap. 9 Vers 13 und im Hohenlied Kap. 10 Vers 19.
Im Zeitalter der modernen Naturwissenschaften ist also keineswegs der Mensch in Sachen Wein der Verantwortung vor Gott enthoben und darf alles machen, was möglich ist.

Gerhard Bernbeck
6300 Gießen

Überholte Technik in der Reliefkunst

Zum Kunstlexikon, PAN 8/85

Diese Angabe, wie hier der Begriff „Relief" erklärt bzw. dargelegt wird, ist ungenau und unzutreffend! Jedenfalls gilt das seit ca. acht Jahren nicht mehr. Das von mir entdeckte und entwickelte Verfahren heißt Quelltechnik oder Roga Relivio. Es ist in einer gekürzten Fassung in den Mitteilungen des Instituts für moderne Kunst Nürnberg, in Heft Nr. 15/16 März 1977.

Roga
2800 Bremen

Was Großmutter noch hatte . . .

Zu „Engadin", PAN 10/85

Auf Seite 54 unten schreiben Sie „aus Kupfer getriebenes Waschgeschirr". Im Haus meiner Großmutter war in der Stube ein ähnlicher Gegenstand, in dem das Trinkwasser war, daher der Abflußhahn.

Margot Hornig
1000 Berlin 45

Kunstschule Schluchsee · A. Khan-Leonhard
Kurse in: Aquarell, Öl, Ikonen, Hinterglas, Zeichnen, Stilleben, Landschaft, Portrait, Surrealismus, Pastell- und Seidenmalerei, Radierung.
SOMMERAKADEMIE im August/September 1986
6 Tage Kunstunterricht + 7 Übernachtungen mit Frühstück ab DM 304,–
Programm 1985 und 1986 bei der: Kurverwaltung Schluchsee, Postfach 1169, 7826 Schluchsee, Tel. 07656/7732-33

Kunstschule Hinterzarten
A. Khan – Leonhard
Kurse in: Aquarell, Landschaftsmalerei, Öl, Pastell-, Seiden- und Freskomalerei, Hinterglas, Surrealismus, Zeichnen, Blumenstilleben und Miniaturmalerei.
6 Tage Kunstunterricht, 7 Übernachtungen mit Frühstück **ab DM 311,–**
Programm und Information:
Kur- und Verkehrsamt, 7824 Hinterzarten, Telefon 07652-1501

Naturgetreue Wiedergabe auf Leinwand nach Rembrandt, Rubens usw. Lieferung ab DM 99,— in wertvollen Goldrahmen. Fordern Sie „Gemäldeprospekte" und Information über Ölporträts, die wir nach Ihrem Foto in bester Malqualität malen. ☎ 05154/662 u. 8353
GARVENS OHG, 3251 Aerzen, Abt. B 10

MÜNZEN
Antike
und Neuzeit
Listen gratis
Langstein
Postfach 150
3200 Hildesheim

Ein Platz, der Bad und Bühne war

Originelle Plätze als Brennpunkte städtischen Lebens neu zu schaffen, fällt heutigen Architekten und Stadtplanern schwer. Eher gelingt es, überkommene Freiräume bei der Sanierung der Altstädte zu verunstalten und zu entfremden, als sie nach den Bedürfnissen des Menschen unserer Zeit zu bewahren oder so umzugestalten, daß sie sich mit neuem Leben füllen.

Deshalb fühlen wir uns beglückt und seltsam beschwingt, wenn wir, unvermutet oder durch Hinweise angeregt, auf einen Platz stoßen, der dank seiner unverwechselbaren Eigenart und seiner stilistischen Einheitlichkeit zum unvergeßlichen Erlebnis wird, wie etwa bei diesem hier.

Der Zugang zu ihm ist für den Fremden allerdings nicht leicht zu finden. Denn er liegt in einem äußerst verwinkelten und ziemlich düsteren Altstadtquartier der Hauptstadt. Wenn man dann endlich aus dem Dunkel der Gassen plötzlich in diese Oase des Lichts tritt, atmet man förmlich auf. Welche Weite, welche Blickfänge, welch lässig-fröhliches Treiben! Und vor allem auch (seit 1969): kein Autolärm, keine Abgase in dieser sonst so autowütigen Stadt!

Auffälligstes Merkmal für den Neuling: die seltsame Form des Platzes. Er bildet ein langgezogenes Oval von 65 Meter Breite und 240 Meter Länge. Umgeben von zumeist viergeschossigen Häusern, die nur in der Mitte und an den Enden des Platzes schmale Ausgänge freilassen. Des Rätsels Lösung: Der Platz war einst ein Stadion, ein Zirkus, von einem Herrscher vor vielen Jahrhunderten angelegt.

Wo früher die Tribünen waren, steht jetzt ein Kranz von Häusern in verschieden getönten, wenn auch schon verblaßten Farben. Wo ehedem von Pferden gezogene Rennwagen dahinrasten, Menschen gegen wilde Tiere oder auch gegen Menschen kämpften, tummeln sich jetzt Kinder, Anwohner und Fremde aus aller Herren Länder, klingen die Gitarren jugendlicher Globetrotter.

Ein eindrucksvolles Beispiel historischer Kontinuität. Die Schauspiele, die hier vor 1900 und weniger Jahren geboten wurden, gingen und gehen weiter, wenngleich in jeweils wechselnden Formen. In früheren Jahrhunderten wurden hier Turniere veranstaltet. Und ein berühmter deutscher Historiker, Ehrenbürger der Stadt, erlebte hier, „auf diesem großartigen, schönsten Platze" der Metropole, noch vor gut 100 Jahren deftige Stükke echten Volkstheaters.

Bis 1869 wurde auf diesem Platz an jedem Mittwoch auch der größte Markt der Stadt abgehalten. Berühmt war damals ebenso der alte Brauch, wonach im August, wenn es am heißesten ist, der Platz in der Mitte unter Wasser gesetzt wurde und das Volk darin herumspritzte, während die hohen Herrschaften in Kaleschen und die Weinbauern aus der Umgebung in Kutschen durch die Fluten rauschten. Das Marktgeschehen und die „Badefeste" sind nun vorbei. Die Vertiefung in der Mitte des Platzes wurde beseitigt. Wohl aber sprudeln noch die Quellen, aus denen das Wasser quoll: Drei große Brunnen schmücken und gliedern das lange Oval. Das dem Menschen urnächste Naturelement wirkt hier nach wie vor als belebende Attraktion.

Monumentales Glanzstück ist der mittlere der Brunnen, das Meisterwerk eines großen Barockbildhauers. Er stellt die vier großen Ströme der damals bekannten Erdteile in allegorischen Gestalten dar, nämlich Donau, Nil, Ganges und den Rio de la Plata. Es ist ein dramatisch bewegtes Spektakel aus Fels, Wasser und allerhand figürlichem Beiwerk, mit Grotten, die sich in vier Felsentoren zum Platz hin öffnen. Über 23 Meter erstreckt sich das riesige ovale Brunnenbecken, und gekrönt wird die kolossale Figuren- und Felsengruppe von einem Obelisken, der die Häuser überragt. Seine Spitze ziert eine Taube, das Wappentier der Familie des höchsten geistlichen Herren, der diesen Brunnen um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Auftrag gab.

Auf diesen Würdenträger geht überhaupt die wesentliche Ausgestaltung des Platzes zurück. Denn er ließ hier noch zwei weitere architektonische Prunkstücke er-

richten: eine Barockkirche und einen Adelspalast. Beide fügen sich ohne Unterbrechung in die Häuserfront ein.
Die prächtige Kuppelkirche mit ihren beiden symmetrisch angeordneten Glokkentürmen und der konkav geschwungenen Mittelfassade ist einer Heiligen gewidmet, die einst auf diesem Platz den Märtyrertod erlitt. Der Adelspalast war für die Familie und insbesondere für eine damals stadtbekannte Frau, die Schwägerin des Auftraggebers, bestimmt. Beide Bauwerke heben sich durch ihre prächtige Gestaltung von den schlichten Bürgerhäusern ab. Auch auf der gegenüberliegenden Längsseite wird die Häuserfront durch eine eingelassene Kirche mit einer Renaissancefassade aufgelockert.
Während früher vornehmlich Journalisten, Parlamentarier, Hausfrauen mit ihren Kindern und Pensionäre auf dem Platz verkehrten, haben neuerdings die Touristen die Oberhand gewonnen. Für ihre Foto- und Filmgeräte finden sie hier eine Überfülle von Motiven. Denn zu den architektonischen Attraktionen gesellen sich die Originale der Händler, die Blumen, Früchte, Bilder, Spielzeug und Andenken feilbieten, sowie Stadtstreicher und jugendliche Bummler, die neuerdings unter dezenter Kontrolle gehalten werden. Und da locken auch Weinlokale, Cafés und Restaurants zum Verweilen, sei es im kühlen Inneren oder unter freiem Himmel.
Die Volksfeste sind übrigens nicht ganz ausgestorben. Zum Jahreswechsel findet noch ein Christkindl-Markt statt, wozu sich auch das Landvolk aus der Umgebung der Millionenstadt einfindet.
Wie die neue Symbolfigur zeigt, hat Dr. Globerich sich mit dem Rätsel intensiv beschäftigt. Nun sind Sie an der Reihe! Wie heißt, wo befindet sich dieser in der Welt einzigartige Platz? Wer ist der große Bildhauer, der u. a. den Monumentalbrunnen schuf?

Unter den Einsendern der richtigen Lösung verlosen wir zehn Exemplare „Faszination der Malerei", Großformat 24 x 34 cm, 256 Seiten, ca. 500 farbige Abbildungen. Bitte schreiben Sie die Lösung auf eine Postkarte mit dem Vermerk Dr. Globerich I. Teilnahmeberechtigt sind alle Freunde und Leser von PAN. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Unsere Adresse: Redaktion PAN, 7600 Offenburg, Postfach 12 30. Einsendeschluß: 31. Januar (Poststempel).

Auflösung und Gewinner aus PAN 11/85

Der lebenslang von Todesfurcht geplagte und um sein Fortleben so besorgte Herrscher, der „Erste Erhabene Kaiser der Chin", war Quin Shihuangdi (auch Chin She Huang Ti und Tschin Shi Huang-ti geschrieben, Lebenszeit von 259 bis 210 v. Chr.), der erste Kaiser von China (Quin-Chin-Tschin). Seine umfangreiche, kostbar ausgestattete Grabanlage mit der Terrakotta-Armee von rund 7000 Kriegern befindet sich 35 km östlich von Xian (auch Sian und Hsian geschrieben) und etwa 900 km südwestlich von Peking.

Je ein Exemplar „20 000 Jahre Bildhauerkunst der Welt" gewannen:

Anni Eichmann, 5485 Sinzig; Annemarie Mai, 8700 Würzburg; Wolfgang Seidel, 8803 Rothenburg; Elisabeth Manthey, 6705 Deidesheim; Ula Winiarski, 83-110 Tczew (Polen); Hedwig Rzitky, A-1020 Wien; Elfriede Beckmann, 4542 Tecklenburg; Hallgerd Kruschewsky, 3180 Wolfsburg; Heinrich Maneke, 7000 Stuttgart; Gertrud Schubert, 7022 Leinfelden.

Zeichnen Urlaub Malen

mit erfahrenen Dozenten
1 Woche im romantischen Altmühltal
für Fortgeschrittene u. Anfänger

7-Tage-Seminare
Unterkunft und Vollpension DM 580,–

Direktorat Riesengebirgstr. 20 Tel. 09 41/6 24 42
8400 Regensburg od. 0 94 07/20 45

DAMIT EIN GARTEN EIN SCHÖNER GARTEN WIRD, BRAUCHT'S EIN BISSCHEN GEDULD. UND

mein schöner Garten
Europas größte Gartenzeitschrift

Ostern in der Provence

24. 3.–2. 4. und 3. 4.–12. 4. 86
Mal- und Zeichenseminar am Mont Ventoux (deutsche Leitung)
Aquarell, Gouache, Zeichnung für Anfänger und Fortgeschrittene.
Auskunft u. Anmeldung: H. Böhler 5300 Bonn 2, Friedrichallee 6

Holz-figuren

handgeschnitzt rustikal, sakral
Nachtwächter 60 cm **DM 545,–**
Madonna 55 cm **DM 545,–**
u. a. Motive – Größen schon ab DM 42,–
Sende kostenlos und unverbindlich Fotos, auch ins Ausland

K. WEISGERBER
Spiesheimer Weg 15
8721 Schwebheim, Tel. (0 97 23) 17 74

„Atelier"

Fachversand für Qualitätskunstlerbedarf · „Rowney" Englische Künstlerfarben mit dem Anspruch, zu den besten zu gehören. Wie bekannt liefern wir sagenhaft preiswert und schnell
Rowney Ölfarben-, Eitempera-, Acryl-, Gouache-, Aquarell- und Pastell-Farben in feinster Künstler qualität. Pinsel für Öl, Tempera und Aquarell in Kolinsky-Zobel, Künstler-Papiere und Kartone zum Zeichnen, Malen und Drucken

Bitte fordern Sie unsere Preislisten an, auch telefonisch.

Atelier Kubsky + Volkmann
Abteistraße 10, 43 Essen 16
Telefon 02 01 / 49 41 11

PAN-BÖRSE

Wer kennt, wer weiß...?

Wer weiß etwas über die Maler I. Pastega und Stiglmai(er) ? Chiffre 01862.

Gallevase signiert auch gegen **alte** Kupferstichblätter. Chiffre 01861.

Propyläen Kunstgeschichte, 12 Bände, Leinen, neu, statt 980 DM, 640,– DM. Telefon 05 11-73 73 85 nach 18 Uhr.

Porzellanmalen, Selb – Stadt des Porzellans. Einwöchige Seminare. Wochenendkurse – Auf- und Unterglasur, Mehrfarb- u. Edelmetalldekor, Meißner Blumen u. mod. Techniken. Atelier Flügel, Bahnhofstr., 8672 Selb-Plößberg, Tel. 0 92 87/7 80 99 und 5 03 32.

Für sog. irreparable Taschenuhren zahlt privat Höchstpr. oder Tausch gegen intakte! Tel. 0 69/81 00 31 b. 23 Uhr.

Verlagsanschrift: Burda GmbH, Anzeigenabt. PAN, 7600 Offenburg. **Bitte beachten Sie:** Anschriften von Anzeigenkunden, die unter Chiffre inserieren, dürfen nicht bekanntgegeben werden. Zuschriften richten Sie bitte an unsere Verlagsanschrift **Offenburg** mit genauer Angabe der Chiffre-Nummer **auf dem Umschlag.**

Feines aus Faenza und Mallorca

Die Namen sind verschieden, das Material ist immer das gleiche: Tonerde. Es kommt allerdings wesentlich darauf an, wie sie verarbeitet wird

Auf die Frage „Fayence – was ist denn das?" soll um die Jahrhundertwende ein in Eile befindlicher Berliner Kunsthändler einem Besucher seines Geschäfts zugerufen haben: „Janz einfach – Majolika!" Ob der Frager danach hinreichend im Bilde war, ist nicht überliefert. Doch es handelt sich um ein und dasselbe: künstlerisch oder kunsthandwerklich gestaltete Gefäße, Figuren, Bildwerke, Schalen, Teller und andere Gegenstände aus feinem, geschlämmtem, rotem oder ockerfarbenem Ton, überzogen mit einer undurchsichtigen weißen oder farbigen Zinnglasur (Näheres unter **Glasur**).

Die Begriffsbestimmung, die allein von den Materialien ausgeht, sagt freilich nichts aus über die Wirkungen des Dekors, die Bemalung mit Figuren und Ornamenten und den Schimmer, der diese farbigen Schöpfungen besonders reizvoll erscheinen läßt.

Von der italienischen Stadt Faenza, südwestlich von Ravenna, die sich im 15. Jahrhundert zu einem Zentrum der Herstellung dieser dekorativen Produkte entwickelte, gelangten solche Tonwaren erstmals nach Frankreich. „Faience", anfangs lediglich eine französierte Herkunftsangabe für die begehrten Importe aus Italien, wurde nach und nach zu einem selbständigen Gattungsbegriff. Erst später schrieb man ihn „Fayence". Die Italiener ihrerseits hatten die Kenntnis dieser Kunst von der Balearen-Insel Mallorca importiert. Von „Majorca" leitet sich die italienische Bezeichnung „Majolika" her. Bis heute ist sie in vielen Ländern, darunter auch Deutschland, gebräuchlich. Stärker aber hat sich international „Fayence" durchgesetzt.

Die Herstellung von Fayencen geht so vor sich: Verschiedene Sorten sorgfältig gereinigten Tons werden zu einer Mischung vermengt, die vor allem einer gleichmäßigen Beschaffenheit, besonders der farblichen, des späteren Scherbens dient; Scherben, so nennt man die Rohkeramik nach dem Brennen und vor dem Glasieren.

Erste Phase der künstlerischen Tätigkeit: Der Gegenstand wird geformt. (Wer eine Sammlung kostbarer Fayencen betrachtet, steht bewundernd vor den „formschönen" und fantasievollen Schöpfungen mit oft überraschenden Formdetails.)

Danach geht es erst mal wieder technisch zu: Der getrocknete Rohling wird gebrannt, nicht anders als unkünstlerische Gebrauchsware. Nach dem Erkalten wird der Scherben in das Glasurbad getaucht. Das poröse Material saugt das Wasser auf, das dann verdunstet; die Glasurmasse bleibt als weißer Überzug an der Oberfläche haften. Zum zweiten Male kommt das Stück in den Brennofen, und dabei schmilzt der Überzug zur Glasur. Der Glasurmasse ist Zinnoxid zugesetzt. Dieser Stoff bewirkt, daß die Glasur undurchsichtig wird. Darin liegt der wesentliche Unterschied zur Bleiglasur, durch die der Untergrund durchscheint.

Für die Bemalung stehen dem Künstler zwei Verfahren zur Verfügung. Verwendet er **Scharffeuerfarben,** trägt er die Bemalung vor dem Glasurbrand auf; die Farben dringen beim Brennen in die Glasur ein. Der Farbglanz kann noch gesteigert werden, indem man die Stücke zusätzlich mit einer Bleiglasur versieht. Dies kann vor oder nach dem Glasurbrand geschehen.

Im Gegensatz zu Scharffeuerfarben werden **Muffelfarben** auf die fertig glasierten Stücke aufgetragen und in einem dritten Brenngang bei mäßiger Hitze aufgebrannt. Um einen metallisch schimmernden sogenannten **Lüster** zu erzielen, wird das glasierte Stück hauchdünn mit Schwefel, Silber- oder Kupferoxid und Ocker überzogen und noch einmal gebrannt.

Bei **Halbfayencen** oder **Mezzomajoliken** handelt es sich um Keramiken mit mißfarbigen Tonscherben, die bei der weiteren Bearbeitung mit einer Engobe behandelt werden. Das französische Wort bezeichnet den Anguß von Tonschlamm, mit dem der mißfarbene Scherben dünn überzogen wird. Durch Zusatz von Metalloxiden kann die Engobe gefärbt werden. Nach solcher Aufarbeitung wird die Keramik mit einer Bleiglasur überzogen.

Auf die Herstellung farbig glasierter Gefäße verstanden sich schon Jahrtausende

Majolika aus Faenza, 1563: Die gefangene Familie des Perserkönigs Darius III. vor Alexander dem Großen

Glasur ist der glasartige Überzug auf keramischen Erzeugnissen. Zum einen soll die Glasur ihnen Glanz verleihen, zum anderen ist ihr Zweck, bei Gegenständen aus porösem Material das Eindringen von Flüssigkeit zu verhindern. Für Fayencen verwendet man weiße oder gefärbte Email-Glasuren, die Zinnoxid enthalten. Sie schmelzen leicht und verdecken die Farbe der Masse, aus welcher das Stück hergestellt worden ist.

Der „Stockelsdorfer Ofen", 1776, Fayence-Prunkstück

v. Chr. Ägypter und Babylonier. Echte Fayence wurde offenbar zuerst in Persien geschaffen. In persischen Palästen aus der Zeit um 500 v. Chr. fand man Wandfliesen dieser Art. Eine Blütezeit erlebte die Fayence in der islamischen Kunst; Moscheen in den islamischen Ländern weisen buntbemalte Fliesen mit Zinnglasur auf, die häufig mehr als tausend Jahre alt sind.

Nach Europa kam die Fayence mit den Arabern, die vom 8. bis Ende des 15. Jahrhunderts große Teile Spaniens beherrschten. Maurische Bauwerke in Südspanien sind mit Fayence-Arbeiten verziert. Spanisch-maurische Künstler schufen prächtige Gefäße mit irisierendem Metallglanz, den sie zumeist durch Kupferzusatz erzeugten. Die Mauren waren es auch, welche die Herstellung der Fayence nach Mallorca brachten. Dort entstanden im Mittelalter große Werkstätten, die zum Teil für den Export nach Italien arbeiteten.

Als während der Renaissance in Italien die Kunst aufblühte, begann man dort die Vorbilder aus Mallorca „auszuwerten". Nicht nur, wie schon erwähnt, in Faenza – auch in Ferrara, Urbino, Pesaro, Florenz und in anderen Orten. Das keramische Kunsthandwerk stand schon vorher in hohem Ansehen. Aber über die Bleiglasur, die den Untergrund durchscheinen läßt, war man noch nicht hinausgekommen und hatte sich zum Decken des Scherbens mit einer, zumeist weißen, Engobe beholfen. Es scheint, daß die aus Mallorca bezogene Kenntnis der Zinnglasur, dieses Merkmals echter Fayence, zunächst als Geheimnis gehütet worden ist; doch lange ist das wohl nicht gelungen. Wie hoch der Fortschritt, den sie brachte, eingeschätzt wurde, zeigt sich u. a. daran, daß der Florentiner Bildhauer Luca della Robbia (1399–1482), ein Hauptmeister der Frührenaissance, sich rühmte, die Zinnglasur erfunden zu haben. Della Robbias Bedeutung liegt in seinen Fayence-Arbeiten: Skulpturen, Wappen, Türschmuck und vor allem Madonnen-Reliefs.

Nachdem Majolika nach Frankreich gekommen war, entstanden auch dort Fayence-Werkstätten. Im 16. und 17. Jahrhundert bildete sich in den Manufakturen in Nevers, Rouen, Marseille und Straßburg ein eigener Dekorationsstil heraus: weiße Fayence, in Blau, Braun und Gelb bemalt, wobei häufig persische und chinesische Motive benutzt wurden.

Von Italien aus gelangte die Fayence auch nach den Niederlanden. Zum Hauptsitz der Herstellung wurde im 16. Jahrhundert die Stadt Delft. Im Jahrhundert darauf erreichte die Fayence-Kunst dort ihre höchste Vollendung: Krüge, Figuren, Geschirr und Fliesen aus Delft, meist blau, manchmal braun, seltener schwarz gemalt, wurden berühmt in ganz Europa.

In Deutschland breitete sich die Fayence-Herstellung aus, ohne daß so etwas wie ein Zentrum entstanden wäre. Während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden in Köln und Nürnberg die ersten deutschen Fayencen geschaffen, später u. a. in Frankfurt und Hanau Fayence-Manufakturen gegründet.

Als im 18. Jahrhundert das Porzellan aufkam, behauptete sich die Fayence noch. Doch um 1800 begann das englische Steingut sie zu verdrängen. Nur in kleineren Handwerksbetrieben wurden hierzulande noch reich dekorierte Fayence-Arbeiten angefertigt.

Um 1820, in der Zeit der Romantik mit ihrer Rückbesinnung auf Mittelalter und Renaissance, setzte dann das Sammlerinteresse der Antiquitätenliebhaber ein. Seither dauert es an. Stücke aus den Glanzzeiten der Fayence sind so selten, so teuer und so begehrt, daß auch Fälscher – vorzugsweise in Italien – die Fayence-Kunst pflegen.

Die bedeutendste Fayencen-Sammlung Deutschlands ist im Kunstgewerbemuseum in Berlin zu sehen.

Scharffeuerfarben werden zum Dekorieren von Fayencen und Porzellan verwendet. Man trägt sie vor dem Glasurbrand auf, der bei „Scharffeuer", um 1100 Grad, erfolgt. So hohen Anforderungen an Hitzebeständigkeit entsprechen nur wenige Farbstoffe. Die Skala der Scharffeuerfarben beschränkt sich auf Kobaltoxid für blaue Farbtöne, Kupferoxid für grüne, Manganoxid für rote und violette, Eisenoxid für gelbe und braune.

„Bacchus und Ariadne", 18./19. Jahrhundert, aus Faenza

Muffelfarben bestehen aus Gemischen von pulverisiertem Glas und feingemahlenen farbigen Metalloxiden. Sie dienen zum Bemalen von Fayencen, Porzellan, Steingut und Glas und werden auf die Glasur aufgetragen. Die Bemalung wird im Muffelofen bei Temperaturen zwischen 500 und 900 Grad eingebrannt. Das Brenngut schützen Schamottekapseln. Diese Kapseln werden Muffeln genannt; von ihnen haben die Farben wie der Ofen ihren Namen. Weitere Bezeichnungen für „Muffelfarben": Emailfarben, Aufglasur- und Überglasurfarben.

Fotos: Scala (2), Joachim Hillmann

Ausstellungen

1945 bis 1985 – Kunst in der Bundesrepubik Deutschland
Berlin, Nationalgalerie, Potsdamer Straße 50. Bis 13. Januar 1986. Di–So 9–17 Uhr, Mo geschl.

Katalog, 732 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen.
Preis: 49 DM (Museumskasse)
98 DM (Buchhandel/Leinenausgabe)

J. M. Whistler (1834–1903) – F. S. Haden (1818–1910) und die Blüte der Grafik in England
Berlin, Kupferstichkabinett, Arnimallee 23/27. Bis 9. Februar 1986. Di–So 9–17 Uhr, Mo geschl.

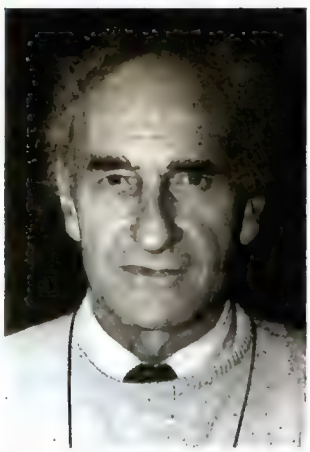
Die Legende vom Leben des Buddha
Berlin, Museum für Indische Kunst, Takustraße 40. Bis 15. April 1986. Di–So 9–17 Uhr, Mo geschl.

Michael Bauch – Standpunkte
Hamburg, Kunsthalle, Glockengießerwall. In der Ausstellung sind ca. 10 Exponate des Künstlers zu sehen. Bis 6. Januar 1986. Tägl. 10–17 Uhr, Mo geschl.

Pariser Leben – Toulouse-Lautrec (1864–1901) und seine Welt
Hamburg, Kunsthalle, Glockengießerwall. Lithographien, Theaterszenen u. Plakate. Bis 2. Febr. 1986. Tägl. 10–17 Uhr, Mo geschl.

Architektur von Rudolf Olgiati, Schweiz
Hamburg, Freie Akademie der Künste, Ferdinandstor 1a. Eine Ausstellung in Zusammenarbeit mit der Hamburgischen Handwerkskammer. Bis 22. Januar 1986. Di–Fr 10–18 Uhr, Sa, So 10–17 Uhr, Mo geschl. (zw. Weihnachten und Neujahr geschl.)

Bilder für alle
Bremen, Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte, Schwachhauser Heerstraße 240. Bremer Fotografie im 19. Jahrhundert. Bis 1. Juni 1986. Tägl. 10–18 Uhr, Mo geschl.



Eduardo Chillida

Eduardo Chillida
Goslar, Mönchehaus, Mönchestraße 3. Skulpturen, Radierungen und Collagen des spanischen Künstlers und Kaiserringträgers der Stadt Goslar. Bis 12. Januar 1986. Di–Sa 10–13, 15–17 Uhr, So 10–13 Uhr, Mo geschl.

Ernst Oldenburg
Münster, Westpreußisches Landesmuseum, Schloß Wolbeck Drostenhof, Am Steintor 5. Gemälde-Monotypien-Skizzen des Danziger Bildhauers und Malers. Vom 12. Januar bis 6. April 1986. Tägl. 10–18 Uhr, Mo geschl.

Meisterwerke internationaler Plastik des 20. Jahrhunderts
Duisburg, Wilhelm-Lehmbruck-Museum, Düsseldorfer Straße 51. 180 Plastiken aus den Beständen des Museums. Bis 19. Januar 1986. Di, Fr. 14–22 Uhr, Mi, Do, Sa, So 10–17 Uhr, Mo geschl.

Lovis Corinth (1858–1925)
Essen, Museum Folkwang, Bismarckstraße 64–66. Werke des Hauptvertreters des deutschen Impressionismus. Bis 12. Januar 1986. Di–So 10–18 Uhr, Mo geschl.
(Weitere Station: Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung, München, 22. Januar bis 30. März 1986)

Kylliki Salmenhaara, Finnland
Düsseldorf, Hetjens-Museum, Schulstraße 4. Vom 12. Januar bis 2. März 1986. Di–So 10–17 Uhr, Mo geschl.

Gerhard Richter – Retrospektive
Düsseldorf, Städtische Kunsthalle und Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen, Grabbeplatz 4. Vom 17. Januar bis 16. März 1986. Di–So 10–18 Uhr, Mo geschl.

Jean-Charles Blais

J.-Ch. Blais, Malerei auf Plakatabriß, 1985

Jean-Charles Blais – Arbeiten 1982–1985
Düsseldorf, Kunsthalle und Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen, Grabbeplatz 4. Bilder, Zeichnungen und Druckgrafik des französischen Künstlers. Bis 5. Januar 1986. Di–So 10–18 Uhr, Mo geschl. (31. 12. + 1. 1. geschl.)

Joel Shapiro
Düsseldorf, Kunstmuseum, Ehrenhof 5. Plastiken und Zeichnungen des amerikanischen Künstlers. Bis 19. Januar 1986. Di–So 10–17 Uhr, Mo geschl.
(Weitere Station: Baden-Baden)

Kunstpreis Aachen 1985 – A. R. Penck
Aachen, Neue Galerie Sammlung Ludwig, Komphausbadstraße 19. Bis 5. Januar 1986. Mo, Di 10–13, 15–19 Uhr, Do, Fr 10–13, 15–22 Uhr, Sa, So 10–14 Uhr, Mi geschl.

Max Ernst (1891–1976) – Landschaften
Bonn, Kunstmuseum, Rathausgasse 7. 70 Ölbilder, Collagen und grafische Blätter des Surrealisten. Bis 26. Januar 1986. Mi, Fr, Sa, So 10–17 Uhr, Di, Do 10–21 Uhr, Mo geschl.

William Hogarth (1697–1764)
Bitburg, Haus Beda, Bedaplatz 1. Arbeiten des englischen Malers und Kupferstechers. Vom 5. Januar bis 2. Februar 1986. Tägl. 15–18 Uhr, So 11–18 Uhr.

Marcel Odenbach – Preisträger des 1. Marler Video-Kunstpreises
Marl, Skulpturenmuseum Glaskasten, Rathaus. Bis 19. Januar 1986. Tägl. 9.30–12, 14–18 Uhr, Mo geschl.

Das Fränkische Gräberfeld von Hechtsheim – Neue Ausgrabungen
Mainz, Mittelrheinisches Landesmuseum, Große Bleiche 49–51. Bis 12. Januar 1986. Tägl. 10–17 Uhr, Mo geschl.

Amerikanische Zeichnungen 1930–1980
Frankfurt, Städtische Galerie im Städel, Schaumainkai 63. Eine Ausstellung der Menil Collection, Houston. Bis 26. Januar 1986. Tägl. 10–17 Uhr, Mi 10–20 Uhr, Mo geschl.

Natur und Antike in der Renaissance
Frankfurt, Liebighaus – Museum Alter Plastik, Schaumainkai 71. Bis 2. März 1986. Di–So 10–17 Uhr, Mi 10–20 Uhr, Mo geschl.

Albrecht Dürer (1471–1528)
Mannheim, Kunsthalle, Moltkestraße 9. Grafik aus eigenen Beständen. Bis 12. Januar 1986. Di, Mi, Do, Sa 10–13, 14–17 Uhr, Fr 14–20 Uhr, So und Fei 10–17 Uhr, Mo geschl.

Vom Realismus zum Expressionismus
Karlsruhe, Städtische Galerie im Prinz-Max-Palais, Karlstraße 10. 94 Gemälde von 38 Künstlern aus der Zeit von 1870 bis 1930, u. a. Heckel und Kirchner. Bis 26. Januar 1986. Di–So 10–13, 14–18 Uhr, Mi auch 19–21 Uhr, Mo geschl.

Werkschau '85
Stuttgart, Ausstellungsraum des baden-württembergischen

Kunsthandwerks, Theodor-Heuss-Straße 4. Die Ausstellung des Landesgewerbeamts und des Bundes der Kunsthandwerker Baden-Württemberg gibt einen Überblick über das aktuelle Schaffen baden-württembergischer Kunsthandwerker. Bis 24. Januar 1986. Di–Fr 11–13, 13.30–17.30 Uhr, Sa 9–12.30 Uhr, Mo geschl. (23. 12.–6. 1. geschl.)

Jahresausstellung der Künstlermitglieder des Württembergischen Kunstvereins

Stuttgart, Württembergischer Kunstverein, Am Schloßplatz 2. Bis 19. Januar 1986. Di–Fr 10–18 Uhr, Sa, So und Fei 11–17 Uhr, Mo geschl.

Käthe Kollwitz (1867–1945)

Stuttgart, Forum für Kulturaustausch im Institut für Auslandsbeziehungen, Charlottenplatz 17 / Eingang Planie. Bis 16. März 1986. Di–Fr 11–18 Uhr, Sa, So, Fei 11–17 Uhr, Mo geschl.

J.-C. Mondot, „Ohne Titel", 1985
Katalog, 114 Seiten.
Preis: 10 DM

Stipendiaten der Kunststiftung Baden-Württemberg 1984

Wendlingen, Galerie Weberstraße 2. Vom 12. Januar bis 9. Februar 1986.
(Weitere Stationen: Lauda, Ludwigsburg, Balingen, Freiburg, Aalen, Mannheim)

Konrad Klapheck

Tübingen, Kunsthalle, Philosophenweg 76. Arbeiten des deutschen Künstlers. Vom 4. Januar bis 9. Februar 1986. Di–So 10–12, 15–18 Uhr, Di, Fr bis 20 Uhr, Mo geschl.
(Weitere Station: Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München)

Meisterwerke der Grafik im 20. Jahrhundert

Linz, Wolfgang-Gurlitt-Museum, Blütenstraße 15. 160 grafische Meisterwerke, u. a. von Klee, Kandinsky, Beckmann, Chagall, Wotruba. Bis 26. Januar 1986. Mo–Mi 10–18 Uhr, Do 10–22 Uhr, Fr, Sa 10–18 Uhr, So 10–13 Uhr (26. 12., 31. 12., 1. 1., 6. 1. geschl.)

Marcel Broodthaers: Fotografische Bildnisse

Linz, Wolfgang-Gurlitt-Museum, Blütenstraße 15. Bis 26. Januar 1986. Mo–Fr 10–18 Uhr, Do auch bis 22 Uhr, Sa 10–13 Uhr.

GALLI

Schwäbisch Hall, Städtische Galerie am Markt, Am Markt 7/8, Eingang Hafenmarkt. Arbeiten der in Berlin lebenden Malerin aus den Jahren 1979 bis heute, darunter 11 Werke auf Leinwand, 6 Gouachen und 17 Zeichnungen. Bis 5. Januar 1986. Di–Sa 10–12, 15–19 Uhr, So 13.30–17 Uhr, Mo geschl.

„Versuch über Augen" – Wilhelm Weinert, Skulpturen

Schwäbisch Hall, Städtische Galerie am Markt, Am Markt 7/8, Eingang Hafenmarkt. Vom 17. Januar bis 9. März 1986. Di–Sa 10–12, 15–19 Uhr, So 13.30–17 Uhr, Mo geschl.

Friedrich Karl Gotsch (1900–1984)

Albstadt, Städtische Galerie, Kirchengraben 11. Aquarelle, Zeichnungen, Druckgrafik aus der Sammlung Walther Groz. Bis 26. Januar 1986. Di–So 10–12, 14–17 Uhr, Do 10–12, 14–19 Uhr, Mo geschl.

3. Internationale Triennale der Zeichnung + Bildhauerzeichnung

Nürnberg, Kunsthalle, Norishalle, Germanisches Nationalmuseum. Bis 16. Februar 1986. Tägl. 10–17 Uhr, Mi 10–21 Uhr, Mo geschl. (Kunsthalle, Norishalle); Tägl. 9–17 Uhr, Do auch 20–21.30 Uhr, Mo geschl. (Germ. Nationalmuseum).

Fränkisches Volksleben im 19. Jahrhundert – Wunschbild und Wirklichkeit

Würzburg, Mainfränkisches Museum, Festung Marienberg. Bis 13. April 1986. Tägl. 10–16 Uhr.

Katalog, 532 Seiten, viele Farbabbildungen.
Preis: 45 DM (Museumskasse)
98 DM (Buchhandel / Leinenausgabe)

Delaunay und Deutschland

München, Staatsgalerie moderner Kunst, Prinzregentenstraße 1. Bis 6. Januar 1986. Di–So 9–16.30 Uhr, Do auch 19–21 Uhr, Mo geschl.

Pablo Picasso (1881–1973)

München, Artcurial, Maximilianstraße 10. Zeichnungen – Gouachen – Grafik. Bis 31. Januar 1986.

Siegfried Assfalg – Holzschnitte und Zeichnungen

Biberach/Riß, Braith-Mali-Museum, Museumstraße 6. Bis 6. Januar 1986. Di–So 10–12, 14–17 Uhr, Mo geschl.

Ausland

Henri de Toulouse-Lautrec (1864–1901)

New York, Museum of Modern Art, 11 W. 53rd Street. Bis 16. Januar 1986.

Liechtenstein: Die fürstliche Sammlung

New York, Metropolitan Museum of Art, 5th Ave./82nd Street. Bis 1. Mai 1986. Di 9.30–20.45 Uhr, Mi–So 9.30–17.15 Uhr, Mo geschl.

Velazquez und seine Zeit

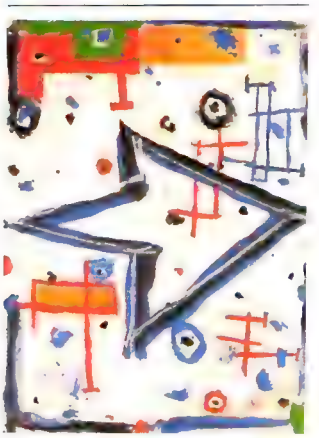
Amsterdam, Rijksmuseum, Stadhouderskade 42. Gemälde von 28 spanischen Malern des 17. Jahrhunderts. Bis 26. Januar 1986. Di–Sa 10–17 Uhr, So 13–17 Uhr, Mo geschl.

Afrikanische Kunst aus dem Völkerkundemuseum St. Gallen

Zürich, Haus zum Kiel, Hirschengraben 20. Bis 2. März 1986. Di–Fr 14–19 Uhr, Do auch 19–21 Uhr, Sa, So 14–17 Uhr, Mo geschl.

Spuren, Skulpturen und Monumente ihrer präzisen Reise

Zürich, Kunsthaus, Heimplatz 1. Arbeiten von Giacometti, Twombly, Rutkowsy u. a. Bis 16. Februar 1986. Mo 14–17 Uhr, Di–Fr 10–21 Uhr, Sa und So 10–17 Uhr.



Sorridi, i tuoi occhi sono luci, 1982/83

Nicola da Maria

Zürich, Kunsthaus/Grafisches Kabinett, Heimplatz 1. Bis 26. Januar 1986. Mo 14–17 Uhr, Di–Fr 10–21 Uhr, Sa und So 10–17 Uhr.

Otto Meyer-Amden (1885–1933) – Begegnungen

Bern, Kunstmuseum, Hodlerstraße 12. Etwa 200 Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen des Schweizer Künstlers und ca. 80 Werke von Künstlern seiner Zeit, z. B. Schlemmer, Baumeister. Bis 26. Januar 1986. Di 10–21 Uhr, Mi–Sa 10–17 Uhr, Mo geschl.
(Weitere Stationen: Kunsthalle Tübingen, 15. 2.–30. 3.; Centre culturel suisse Paris, 15. 4.–25. 5.)

Die Schauspielerin Marcelle Lender verbeugt sich nach dem Bolero der Operette „Chilperic" und nimmt den Applaus entgegen

Henri de Toulouse-Lautrec – Genie und Gebrechen

In der Hamburger Kunsthalle, im New Yorker Museum of Modern Art und in der Münchner Neuen Pinakothek wird das Werk des französischen Malers und Grafikers in Ausstellungen gewürdigt

Ohne auf den sonst so beliebten Anlaß eines Jubiläums zurückgreifen zu können, ehren gleichzeitig drei bedeutende Museen das Werk des 1901 verstorbenen französischen Malers Henri de Toulouse-Lautrec. Jede der Ausstellungen wurde unter einem anderen Aspekt konzipiert.

Unter dem Motto „Pariser Leben – Toulouse-Lautrec und seine Welt" stellt die Hamburger Kunsthalle aus; das New York Museum of Modern Art zeigt „Henri de Toulouse-Lautrec – Images of the 1890s" (Bilder der achtzehnhundertneunziger Jahre). In einer kleinen Studio-Show in der Neuen Pinakothek München wird eine Neuerwerbung der Bayerischen Staatsgemäldesammlung vorgestellt, „Routy", ein frühes Porträt von Toulouse-Lautrec, Entstehungsskizzen dazu und andere Jugendwerke.

So viele museale Ehren wurden dem Maler zu Lebzeiten nicht zuteil, obwohl er damals keineswegs wie sein Kollege Paul Cézanne und viele andere gezwungen war, im Elfenbeinturm des verkannten Genies auf seine Würdigung zu warten.

Im Paris der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts war er populär. Jeder Straßenpassant kannte seine Plakate. Die kühnen Silhouetten und Kurven, die starken Farbflächen sprangen ins Auge, erregten Aufsehen, Bewunderung und Entrüstung. Damit erfüllten sie voll ihren Zweck. Sie warben für Veranstaltungen, Etablissements, Produkte, Personen. Von Toulouse-Lautrec entworfene Programme, Handzettel und Illustrationen gingen durch Tausende von Händen.

Die Clownesse Cha-U-Kao, der Name bedeutet „Krach und Chaos", war oft Lautrecs Modell

Obwohl die hochdekorierten, von der Académie ausgezeichneten Maler über diese Art profaner Kunstübung indigniert die Nase rümpften – sie starteten sogar eine Protestaktion, die der Beliebtheit der Lautrecschen Plakate jedoch keinen Abbruch tat –, bedeutete die Tätigkeit von Toulouse-Lautrec als Gebrauchsgrafiker keinen künstlerischen Abstieg. Er knüpfte damit lediglich an eine jahrhundertelange Tradition an, die durch die akademische Trennung der Künste in „hohe" und „niedere" im 18. Jahrhundert unterbrochen worden war.

Die englischen Präraffaeliten hatten schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts als erste wieder die Idee aufgegriffen, daß Kunst alle Lebensbereiche zu umfassen habe. Neben Toulouse-Lautrec entwarfen in diesem Sinne in Paris Pierre Bonnard, Edouard Vuillard, Alfons Mucha und andere Maler heute als Kunstwerke sehr geschätzte Plakate, Dekorationen und Illustrationen.

Als Toulouse-Lautrec 1891 – siebenundzwanzigjährig – mit diesen erfolgreichen Auftragsarbeiten begann und sich den grafischen Techniken zuwandte, war er bereits ein Meister der Zeichnung und Malerei. Er hatte eine solide Ausbildung hinter sich und eine Entwicklung, die ihn weg von der Tradition und unbeirrt zur Entfaltung seiner eigenen Bildwelt und seines persönlichen Stils geführt hatte. Genie und Gebrechen – zwischen diesen beiden Polen

„Der Engländer Warrener im »Moulin Rouge«": Der Schatten eines Kavaliers, der gekommen ist, um sich zu vergnügen

vollzog sich der Eintritt des jungen Henri de Toulouse-Lautrec ins Erwachsenenleben, und von diesen beiden Extremen wurde sein weiteres Leben und sein damit verflochtenes Werk bestimmt.

Der einzige Sohn aus einer Ehe zwischen Vetter und Cousine besaß einige imposante aristokratische Titel, eine erlauchte Ahnenreihe und genug Vermögen, um ein standesgemäßes und vergnügliches Leben führen zu können. Doch das Trauma einer Krankheit, die ihn zum Krüppel machte, der nicht recht in die elegante Welt paßte, und sein Talent rissen ihn aus der anscheinend vorgezeichneten Bahn. Zwei Oberschenkelbrüche in jungen Jahren, die lange nicht heilen wollten, zwangen ihn auf ein langes Krankenlager. Während dieser Zeit begann er zu zeichnen.

Einige seiner Ahnen und Verwandten liebten es, in den schönen Künsten zu dilettieren. Es war für sie eine von vielen angemessenen Beschäftigungen. Für den kranken Henri war es mehr, auch mehr als die Rettung vor der Langeweile. Da er Talent, Genie hatte, gestaltete es sich zur Berufung.

Wahrscheinlich wäre er auf Grund seiner Begabung auch ohne diese Krankheit Maler geworden, aber die lange Bettruhe und die Folgen der Krankheit prägten seine Persönlichkeit und nahmen dadurch Einfluß auf sein Werk.

Als er endlich genesen war, blieb er für immer gezeichnet. Er hatte zwar kräftige, aber stark verkürzte Beine, eine „drollige" Gestalt. Mit diesem Tatbestand setzte er sich konsequent bis zur ironischen Selbstverspottung auseinander. Karikaturhafte Zeichnungen belegen dies. Er entschied sich dafür, die mondänen Vergnügungen der eleganten Welt ebensowenig zu seinem Lebensinhalt zu machen wie die stillen Freuden eines beschaulichen Familienlebens.

Stolz verzichtete er darauf, die Stationen seiner Leiden und Kränkungen in irgendeiner Weise zu schildern. Von Anfang an verzichtete er auch darauf, eine anerkannte Stellung im Kreis der akademischen Maler anzustreben: eine aristokratisch-anarchistische Absage an die Ehren und Wonnen der Ideale der Bourgeoisie.

Er bekannte sich provozierend zu seinem Leben im Milieu der Café-Concerts, Music-Halls, Bordelle und Amüsierbetriebe, eine Welt, die seine Standesgenossen nur heimlich aufzusuchen pflegten. Trotzdem blieb er immer den Kreisen seiner Herkunft verbunden. Allerdings existierten für ihn keine gesellschaftlichen oder moralischen Schranken.

1882 ging Henri de Toulouse-Lautrec nach Paris und trat nacheinander in die Ateliers verschiedener lehrender Maler ein. Zu diesem Zeitpunkt wünschte er sich, so berühmt zu werden wie René Princeteau und John Lewis Brown, seine beiden ersten Lehrer, derer man sich heute nur noch erinnert, weil sie ihn unterrichtet haben. Er befreundete sich mit anderen jungen Malern, mit

Dieselbe Szene in Öl und Gouache. Lautrec liebte es, gleiche Motive in verschiedenen Techniken zu gestalten

Toulouse-Lautrec war ein ironischer Chronist, sein Auge unbestechlich wie eine Kamera

Cha-U-Kao trat im Zirkus und in Varietés auf. Hier sitzt sie während einer Pause auf einer Polsterbank im „Moulin-Rouge"

Emile Bernard und seinem Gefolge, mit Vincent van Gogh. Suzanne Valadon, die später selbst Malerin wurde – sie war die Mutter von Maurice Utrillo –, war vier Jahre lang seine Gefährtin und sein Modell.
Er bewunderte die Impressionisten und deren Errungenschaften für die moderne Malerei.
Anfänglich folgte er seinem ersten Lehrer Princeteau, der Pferde, Pferderennen und Jagden als Motive bevorzugte. Zu nahezu allen seinen Arbeiten fertigte er mehrere Skizzen an, und der Reiz des nur Angedeuteten, Unvollendeten wurde ihm zum Arbeits- und Stilprinzip. Die von ihm häufig benutzten Pastellkreiden eigneten sich ebenso wie der Zeichenstift zu der von ihm entwickelten und bevorzugten Maltechnik, und oft benutzte er Ölfarben wie Kreiden oder Stifte. Striche, heftig, peitschend, bewegt, impulsiv oder zart verhalten, Flächen wie pulsierende Flechtwerke von Strichen erhalten erregende Präsenz und verbinden sich mit Kaskaden, Akkorden und Dissonanzen seiner Farben zum Bild.
Er entwickelte eine hohe psychologische Darstellungskunst, vergleichbar der Dostojewskis. Seine Sicht geht tiefer als Milieu- und Charakterstudien, sie war frei von Kritik, Mitleid und ästhetischer Überhöhung. Toulouse-Lautrec gilt als der Chronist der Belle Epoque, des Pariser Lebens. Seine Modelle, Motive und Themen suchte und fand er stets in seiner Umgebung, sowohl in der vornehmen als auch in der vulgären. Dabei tauchen diese beiden Aspekte in seinem Werk nicht realistisch auf, er setzt sie auf andere Ebenen um.
Vergleiche mit Fotos von Personen oder Szenerien, die er gestaltete, mit seinen bildnerischen Ergebnissen zeigen, daß es ihm weder auf physiognomische Ähnlichkeit noch auf naturgetreue Abbildung ankam. Auf den Fotografien sehen seine Modelle und Motive meistens viel glatter, harmloser, netter, hübscher und nichtssagender aus. Toulouse-Lautrec suchte nach ganz bestimmten Wesenszügen, Regungen, Stimmungen, Atmosphäre, nach Spuren von Ereignissen und Schicksalen, die er subtil erspürte. Und es gelang ihm, diese äußerst differenzierten, schwer ausdrückbaren Modalitäten glaubhaft in seine Bilder einfließen zu lassen. Er opferte die Lieblichkeit, den schönen Schein, fing seine Figuren und Motive in ganz bestimmten Momenten ein, zeigte Züge und Haltungen, hielt charakteristische oder markante Einzelheiten fest oder gab sie, wenn nicht vorhanden, als Attribut von entwaffnender Identität hinzu.
Während seiner letzten zehn Lebensjahre entstanden neben Bildern, Zeichnungen, Pastellen, neben seinen Plakaten und Illustrationen grafische Serien und Zyklen und Einzelblätter. Als er begann, sich mit Grafik zu beschäftigen, beherrschte er gleich meisterhaft ihre Gesetzmäßigkeiten.
Die Lithografie, seine bevorzugte Technik, war be-

„Landpartie", Farblithografie. Die Landschaft ist nur Staffage für den vergnüglichen Ausflug des Paares

Die Nacht und der Tag von Paris: Realismus und Poesie durch Verfremdung

sonders geeignet für seine künstlerischen Absichten. Seine malerischen und zeichnerischen Erfahrungen konnte er direkt bei diesem Druckverfahren anwenden, denn nur die Lithografie ermöglicht die volle Entfaltung der individuellen künstlerischen Handschrift, der besonderen Qualitäten der Pinsel-, Feder- oder Kreidezeichnung, einen breiten und weichen Strich mit tonigen Übergängen, das Einsetzen beliebig vieler Farben.

Toulouse-Lautrec führte die Lithografie zu absoluten künstlerischen Höhepunkten und erweiterte ihre Möglichkeiten noch um einige Dimensionen.

Bei vielen seiner grafischen Blätter, besonders bei den Plakaten, ist der Einfluß japanischer Farbholzschnitte, die damals viele Künstler begeisterten und anregten, unverkennbar.

Große, glatte, einfarbige Flächen, scharfe, wie ausgeschnittene Silhouetten in Nahsicht geben den Eindruck spontaner Unmittelbarkeit.

Für seine grafischen Arbeiten wählte er die gleichen Themen wie für seine Bilder und Zeichnungen. Die Stars des Pariser Nachtlebens und namenlose Randfiguren hielt er fest, ihrem Auftritt hingegeben, im Gespräch, versunken in Gedanken, müde, einsam, in ausgelassener Runde. Toulouse-Lautrec sah weder die Welt, aus der er kam, noch die, in der er in seiner Pariser Zeit lebte, als heil an, begegnete beiden Welten nicht mit dem unbekümmerten Optimismus des Dandy, der Vergnügen sucht. Er, der selbst ein Gebrechen hatte, wußte um die Gebrechen der Welt, um Armut, Einsamkeit, um die Fragwürdigkeiten einer sich auflösenden Gesellschaft. Seine Gestalten erscheinen oft hart, verzerrt bis zur Karikatur, aber sie sind nur ein Spiegel des Lebens, wie er es sah und empfand. Er selbst sah in allen seinen Modellen Freunde, mit denen er sich liebevoll befaßte.

Kunstvoll-anreißende Werbung fürs Kabarett

Obwohl er sogar von geschätzten Malerfreunden Ablehnung gegenüber seinem Werk erfahren mußte – z. B. von Degas –, war er selbst immer voller Hochachtung gegenüber den Arbeiten viel minder begabter Maler, und er setzte sich selbstlos ein, um Ausstellungen und Verkaufsmöglichkeiten für andere zu erschließen.

Als die vorher auch verpönten Impressionisten längst etabliert waren, erfuhr Toulose-Lautrecs Werk noch immer Mißachtung. Der Louvre verweigerte beharrlich die Annahme des künstlerischen Nachlasses. Erst 21 Jahre nach dem Tod des Künstlers wurde die Sammlung dann in Albi aufgenommen und gezeigt.

Ein deutscher Kunsthistoriker, Julius Meier-Graefe, entdeckte schon 1894 Toulouse-Lautrec und setzte sich für ihn ein. Etwas später begann Alfred Lichtwark, der Direktor der Hamburger Kunsthalle, Blätter von Toulouse-Lautrec zu erwerben, und Hugo von Tschudi, der für die Berliner Gemäldegalerien einkaufte, folgte ihm.

Dr. Christa von Lengerke

Fotos: Ralph Kleinhempel (3), The Museum of Modern Art (4)

Ein Plakat für Bruant machte den Kabarettisten bekannt und den Künstler berühmt

Freuen Sie sich auf den neuen PAN-Kunstkalender.

Der PAN-Kunstkalender 1986 für die 12 Monate des Jahres. Ein Kalender, der Tag für Tag viel mehr vermittelt als nur das Datum. Er ist ein wunderschöner Wandschmuck für Kunstliebhaber – mit 13 großartigen Kunstdrucken von 13 berühmten Malern.

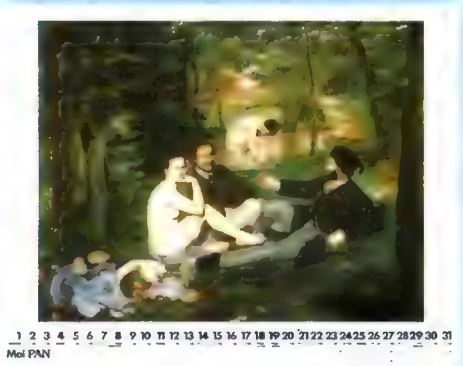
Jetzt ist er also wieder da. Der neue PAN-Kunstkalender. Ihr Kalender, lieber PAN-Leser, denn als echter Freund der Kunst werden Sie auch im Alltag auf dieses Stückchen Verzauberung nicht verzichten wollen.

Auch 1986 gibt es Monat für Monat ein herrliches, neues Meisterwerk. Von großen Künstlern, über die PAN schon einmal berichtet hat: Sie sehen Bilder von Mendez, Fried, Watteau, Rousseau, van Gogh, Manet, Vogeler, Girodet-Trioson, Ruisdael, Caspar David Friedrich, Claesz Heda, Chardin und Claesz Molenaer.

Und dazu, zur Einstimmung und Erläuterung: Eine Seite mit Kurzbiographien der Künstler und einer Bildbeschreibung des jeweiligen Kunstwerkes.

Das alles wie immer im attraktiven Großformat von 55 x 45 cm, in excellenter Drucktechnik, mit einem, durch eine Klarsichtfolie geschützten (und gestalteten) Titel. Alle Bilder lassen sich natürlich hervorragend rahmen und sind dann als dauerhafte Bildergalerie Schmuck und Zierde für Heim oder Büro.

Sie bekommen Ihren PAN-Kunstkalender 1986 mit der Bestellkarte vor der letzten Umschlagseite. Wenn Sie die gleich ausfüllen, ist er schon in wenigen Tagen bei Ihnen. Tun Sie also gleich den ersten Schritt, dann zeigt Ihnen der PAN-Kunstkalender 1986 nicht nur das Datum, sondern Tag für Tag großartige Kunst.



PAN Kunstkalender 1986
Großformat 55 x 45 cm
13 großformatige Kunstdrucke
Eine Seite Kurzbiographie der Künstler und Bildbeschreibung
nur DM 34,–
einschließlich Porto und Versand

„Moderne Mitternachtsunterhaltung"; Ausschnitt aus einem Kupferstich, den William Hogarth im März des Jahres 1733 schuf

Die Gesellschaft, die der Künstler bissig darstellt, pflegt nicht die Konversation, sondern das Trinken

Moralpredigt mit scharfen Sticheleien

Im Bitburger „Haus Beda" werden vom 5. Januar bis 2. Februar Sittenbilder und Satiren in Kupferstich und Radierung des britischen Malers und Grafikers William Hogarth ausgestellt

Auf Kupfer zu stechen – ich war damals zwanzig Jahre alt –, war mein größter Wunsch", notierte der britische Maler und Kupferstecher William Hogarth (1697–1764) in seinen „Autobiografischen Aufzeichnungen". Hogarth, einer der großen Neuerer der Kunstgeschichte, konnte sich zunächst allerdings nicht nach eigenen Wünschen richten – er mußte, um sich und seine Familie durchzubringen, die Wünsche und Bedürfnisse anderer Menschen erfüllen.

Vater Hogarth, ein Lehrer für Alte Sprachen, betrieb u. a. mit mehr oder weniger Erfolg ein Kaffeehaus, in dem lateinische Konversation gepflegt wurde. Das war zwar vornehm, brachte aber kaum Geld in die Kasse. Wegen überfälliger Rückzahlungen an seine Gläubiger wanderte der Papa schließlich sogar ins „Fleet", ins Londoner Schuldgefängnis. Zu dieser Zeit verdiente der Sohn als Lehrling beim Silberschmied und Graveur Gamble natürlich auch nicht allzuviel.

Nach dem Tod des Vaters im Jahr 1718 brach William die Lehre ab und machte sich im Haus seiner Mutter als Kupferstecher selbständig. Die erste Probe seiner Kunst war die „Shop Card", mit der er für sein eigenes Geschäft warb. Die Aufträge hielten sich in Grenzen. In erster Linie fertigte Hogarth Illustrationen und Geschäftskarten für Buchhändler und Verleger an.

Um nicht lebenslänglich für andere arbeiten zu müssen, sann der junge Kupferstecher auf Abhilfe. Gleichzeitig begann Hogarth, im Selbststudium Gegenstände

„Die Parlamentswahlen": einer von vier zusammengehörenden Kupferstichen zum Thema Wahl, die 1755 entstanden

Wie Leonardo die Jünger beim „Abendmahl", hat Hogarth die Gäste zweier Politiker bei einer Wahlparty angeordnet

nach der Natur zu zeichnen. Aus Geldmangel, und weil ihm wegen seines Berufs die Zeit dazu fehlte, konnte sich der angehende Künstler keinen Akademieunterricht leisten. Aber pragmatisch, wie Hogarth offenkundig war, entwickelte er seine eigene Methode fürs Zeichnen, die darin bestand, daß er gewissermaßen auswendig lernte, wie die verschiedensten Gegenstände in der Natur aussahen und wie sie darzustellen waren. Bei Bedarf konnte er das Gelernte aus seinem „Vorrat" abrufen und anwenden. Konsequenterweise setzte William Hogarth seine Methode in Geld um: Er gründete eine private Akademie.

Mittlerweile konnte sich der Künstler etwas mehr leisten. Während er nach wie vor für seinen Lebensunterhalt hart arbeitete, besuchte er gleichzeitig die private Akademie Vanderbanks. Ein paar Jahre später wurde er sogar in die Akademie des Hofmalers James Thornhill aufgenommen, dessen Tochter Jane er im Jahr 1729 heimlich heiratete.

„Meine Arbeiten brachten mich bald vorwärts", schrieb Hogarth über seine geschäftliche Karriere, „aber die Horde von Buchhändlern blieb so, wie sie sich gegen meinen Vater benommen hatte, und ich beschloß, die Drucke selbst zu verlegen." Hogarth malte nun kleine Konversationsstücke, die gut beim Publikum ankamen. „Da dies etwas Neues war, hatte ich einige Jahre lang Erfolg damit", hielt der Künstler in seiner Autobiografie fest.

In der Tat hatte Hogarth etwas Neues entwickelt. Seine kleinformatigen Bildnisse kamen deshalb bei den Leuten so gut an, weil sie eine intime und private Atmosphäre wiedergaben. Allerdings mußte der Künstler, der sich im Firmenschild inzwischen als „Painter", als Maler, vorstellte, für diese Bildnisse unverhältnismäßig viel Zeit aufwenden. Und Zeitverschwendung bedeutete für den zielstrebigen Hogarth Geldverschwendung.

„Ich wandte mich deshalb einem neuen Genre zu,

Leonardos „Abendmahl" war das Vorbild

nämlich dem Malen und Stechen moderner Lebensbilder, ein Feld, welches bisher in jedem Land brachlag. Ich erkannte, daß die Schriftsteller und auch die Maler im historischen Stil die Zwischenstufe vom Erhabenen zum Grotesken übersahen. Das veranlaßte mich, auf meine Art zu zeichnen", schrieb Hogarth dazu.

Die „Modern Moral Subjects" waren „erfunden", zeitgenössische Sittenbilder einer ganz neuen Art.

Von 1731 an schuf Hogarth mit Nadel und Stichel eine Vielzahl von Werken, die sich allesamt mit menschlichen Schwächen, Lastern und Untugenden befaßten. Die erste Arbeit dieser neuen Art war „A Harlot's Progress", eine sechsteilige Serie, die den Lebenslauf einer Dirne schilderte. Das männliche Gegenstück dazu schuf der Maler mit „A Rake's Progress", die Geschichte vom liederlichen jungen Mann, der das vom Vater geerbte Vermögen verpraßt, erst im Gefängnis, zuletzt im Irrenhaus landet.

1751 veröffentlichte Hogarth die Blätter „Beer Street" und „Gin Lane". Mit „Bierstraße" und „Schnapsgasse" wollte der Künstler auf den schon damals weitverbreiteten Alkoholismus aufmerksam machen. Er verurteilte nicht, er wies nur auf schlechte Zustände und Unmoral hin.

Hogarth versuchte als einer der ersten bildenden Künstler, mit seinem Werk auf die soziale Lage der ärmeren Schicht Einfluß zu nehmen. Tatsächlich wurde noch im selben Jahr ein Parlamentsgesetz gegen den Vertrieb von Branntwein erlassen.

Weil Hogarth mit Buchhändlern und Verlegern nicht auskam, nahm er mit

Geschichten aus dem prallen Leben

Blatt aus dem achtteiligen Zyklus „A Rake's Progress", der den Abstieg eines Reichen spiegelt

„Hogarth beim Malen der komischen Muse" heißt dieses Werk, ein Selbstporträt sehr eigener Art

„Vollendete Grausamkeit": Schilderung eines Mordes, begangen von einem Dieb an der Freundin

„Wanderschauspielerinnen kleiden sich in einer Scheune um"; Radierung und Kupferstich

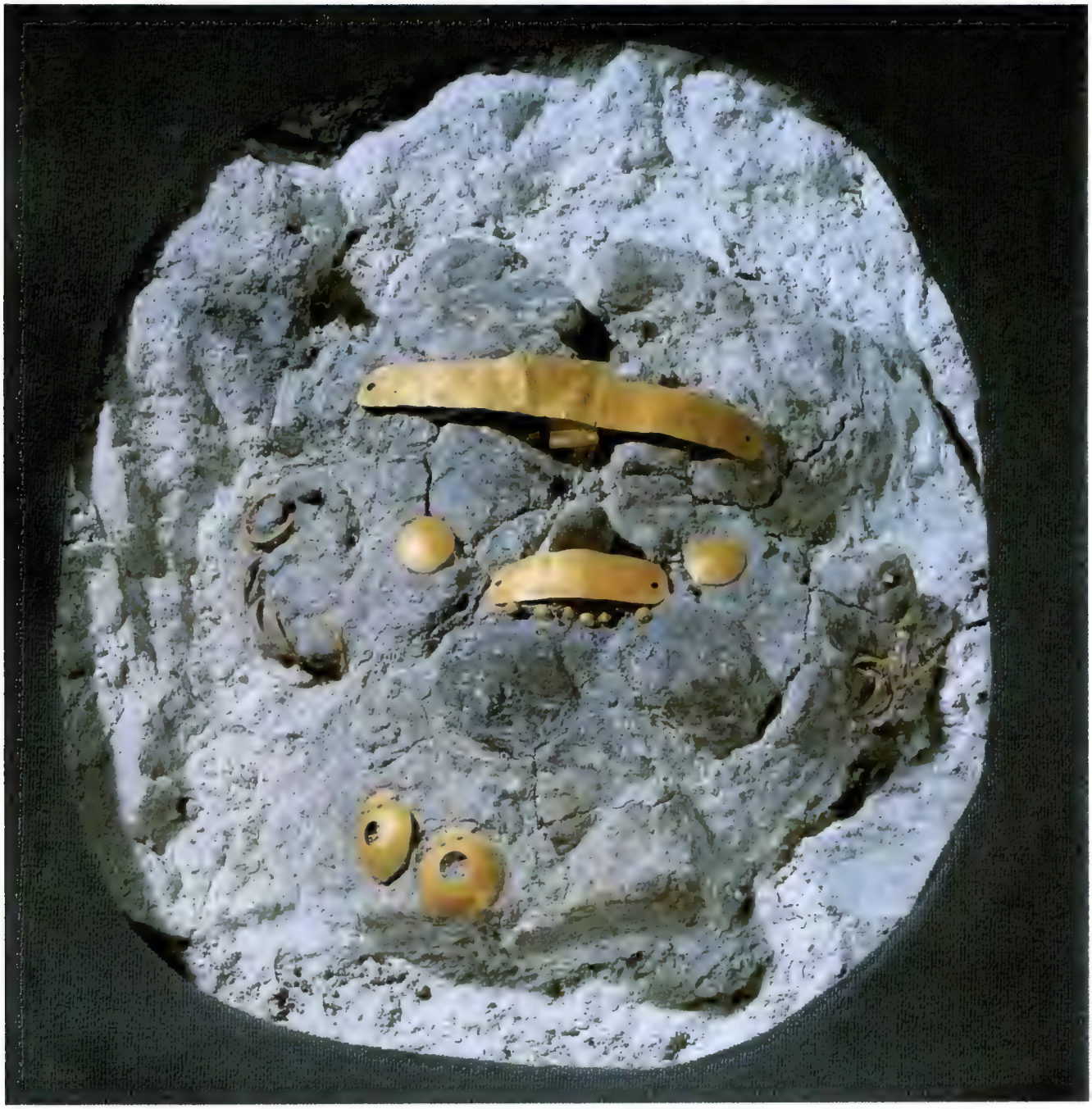
der ihm eigenen Energie Vertrieb und Werbung seiner Arbeiten selbst in die Hand. Neue Werke kündigte er per Zeitungsinserat an oder er lud zur Subskription ein. Für erfolgte Zahlungen vergab der Maler an Stelle von Quittungen „Tickets", kleine Stiche, mit denen er auf die Thematik der Arbeiten hinwies.

Der mittlerweile wohlhabend gewordene William Hogarth hatte seine ärmliche Jugend nicht vergessen. Mit großzügigen Spenden versuchte er, die materielle Not von Waisenkindern zu lindern, stiftete auch ansehnliche Summen zur Gründung des „Foundling Hospital", eines Waisenhauses, zu dessen Vorstandsmitgliedern der Maler zählte.

Mit dem Bildnis von Thomas Coram, auf dessen Anregung hin das Waisenhaus eingerichtet worden war, machte sich Hogarth auch als Porträtmaler einen guten Namen. In der Folge entstand eine große Anzahl hervorragender Gemälde prominenter Persönlichkeiten. Aber obgleich man den Künstler 1757 zum Hofmaler ernannte, blieben erstaunlicherweise Aufträge aus dem Königshaus aus. Vielleicht lag das auch daran, daß Hogarth – streitlustig, wie er war – sich immer häufiger zu bissigen Attacken gegen seine akademisch gebildeten Kollegen hinreißen ließ.

1762 erkrankte der Künstler, ein Jahr lähmte ihn ein Schlaganfall. Noch blieb ihm die Zeit, Notizen für seine Autobiografie zusammenzustellen. Aber 1764, nachdem Hogarth sein Werk „Tail Piece", auch „Bathos" oder „Finis" genannt, fertiggestellt hatte, starb er; es steht nicht genau fest, ob am 25. oder 26. Oktober. Großbritanniens großer Maler, Radierer und Kupferstecher ruht auf dem Friedhof in Chiswick. *Karl-Ernst Kelter*

Fotos: Peter Koether



Das erste Gold der Menschheit kommt vom Schwarzen Meer

Das Freiburger Museum für Ur- und Frühgeschichte präsentiert bis Ende Januar Schätze aus Bulgarien

Tonmaske mit Goldschmuck. Gefunden im Grab Nr. 2 des Friedhofs von Varna. Sie stammt aus der Spätkupferzeit und stellt ein menschliches Gesicht dar, bei dem einige Gesichtsteile wie Stirn, Nase, Augen und Mund durch Goldapplikationen hervorgehoben wurden. Sie gehörte zu einem sogenannten „symbolischen Grab", das reichlich mit Beigaben versehen war, aber keinen Leichnam enthielt. Man vermutet, daß es sich dabei um ein kultisches Grab handelt und daß in der Tonmaske eine Frauendarstellung zu sehen ist. In diesem Falle dürfte es sich um ein Kultgrab zu Ehren der Fruchtbarkeitsgöttin oder aber der Erdgöttin handeln

Eines der beigabenreichsten Gräber

Es war eine wissenschaftliche Riesensensation, als man im bulgarischen Varna bei Ausgrabungsarbeiten durch Zufall auf Gräberfelder aus der Kupferzeit stieß. Damit konnte eine empfindliche Lücke in der Ur- und Frühgeschichtsforschung nicht nur des Balkans, sondern ganz Osteuropas geschlossen werden. Es war eine der bedeutendsten Entdeckungen der Archäologie überhaupt. Sie übertraf alle Erwartungen der Urgeschichtsforschung. Mit Hilfe dieser Gräberfunde war es möglich, aus der jahrtausendealten Kultur und Zivilisation wichtige Erkenntnisse zu ziehen. Über die Ur- und Vorgeschichte der Balkanländer und über die Entwicklung ihrer Kulturen gab es bis dahin, trotz mancher archäologischen Funde aus allen historischen Epochen, nicht allzu viele Zeugnisse. Zu viele Völker und Stämme zogen in den Jahrtausenden der Weltgeschichte über die Mittelmeer-Halbinsel hinweg. Viele kulturelle Quellen sind unter den verschiedensten Herrschern ausgelöscht und zerstört worden. Um so mehr begrüßt man es, wenn rührige Archäologen wieder einmal fündig werden. Wie dies zum Beispiel vor dreizehn Jahren in Bulgarien der Fall war . . .

Als man im Jahre 1972 bei Varna an der bulgarischen Schwarzmeerküste die ersten Gräber aus der Kupferzeit (Chalkolithikum) entdeckte, bedeutete dies für die internationale Archäologie eine echte Sensation, nur noch vergleichbar mit den seinerzeit aufsehenerregenden Schatzfunden Heinrich Schliemanns in Troja und Ithaka Ende des letzten Jahrhunderts. Nur daß die Varna-Funde wenigstens 1500 Jahre älter sind als die von Troja. Die in den Jahren darauf erfolgenden weiteren Untersuchungen der Funde setzten die Fachwelt immer mehr in Erstaunen. Bis zum Jahre 1984 konnten insgesamt 252 Gräber und die darin enthaltenen Beigaben ausgewertet werden. Aus diesen reichhaltigen und gut erhaltenen Grabbeigaben konnte man auf eine hochentwickelte Zivilisation aus der Zeit des 5. Jahrtausends v. Chr. schließen. Eine Entdeckung, die das bisher angenommene Bild der gesellschaftlichen und zivilisatorischen Entwicklung der europäischen Ur- und Frühgeschichte sehr starken Veränderungen unterwerfen sollte.

Besonders vorteilhaft war, daß die Funde genaue geologisch-stratigraphische Angaben zuließen, die eine absolut exakte Zeitbestimmung nach der Georgievschen „Karanovo-Chronologie" ermöglichen. Aus alldem war zu entnehmen, daß Bulgarien eines der Hauptzentren der kulturellen Entwicklung Südosteuropas im 7. bis 4. Jahrtausend v. Chr. gewesen ist.

Goldamulett, gefunden nahe der bulgarischen Stadt Pazardzk. Bisher unveröffentlicht. Im Besitz des Archäologischen Nationalmuseums von Sofia

Die unterschiedlich reich ausgestatteten Gräber lassen nicht nur auf einen stark ausgeprägten Totenkult der damaligen Menschen schließen. Sie lassen darüber hinaus auch eine bisher unbekannte Gliederung der urgeschichtlichen Gesellschaft erkennen. Wie überhaupt damit wichtige Aussagen über die materielle und geistige Kultur der ersten Siedler in jenen Gebieten gemacht werden können.

Die seit dem 13. Dezember 1985 im Freiburger Museum für Ur- und Frühgeschichte veranstaltete Ausstellung „Das erste Gold der Menschheit – die älteste Zivilisation in Europa" ist die

Große Rinderfigur aus einem symbolischen, wahrscheinlich dem Gott der Viehzucht gewidmeten Grab aus der Spätkupferzeit des 5. Jahrtausends v. Chr. Gefunden auf dem Friedhof von Varna

Ton und Keramik aus Bulgariens früher Kupferzeit

Aus Ton gearbeitetes Gefäß mit Deckel. Die Verzierungen des urnenförmigen Topfes entstanden durch die bei der Herstellung in das noch feuchte Material eingeritzten Linien und Figuren, die wie die meisten der Grabbeigaben vermutlich symbolischen Charakter haben. Bemerkenswert ist die etagenartige Form des Gefäßes, wie sie bisher bei Gegenständen aus der Kupferzeit noch nie beobachtet wurde. Das Gefäß wird in Freiburg zum erstenmal der Öffentlichkeit gezeigt

erste außerhalb Bulgariens gezeigte umfassende Darstellung des bulgarischen Chalkolithikums. Sie wurde in mehrjähriger Zusammenarbeit von deutschen und bulgarischen Wissenschaftlern erarbeitet und umfaßt ausschließlich Neuentdekkungen der bulgarischen Archäologie der letzten Jahre. Die bisher größte archäologische Ausstellung bulgarischer Vorgeschichte präsentiert in der Mehrzahl bisher unveröffentlichte und erstmals gezeigte Keramikgefäße, Kupfergeräte, Waffenfunde, Steingeräte, Idole und Goldschmuck, aus denen sich der überraschend hohe Stand der kulturellen Entwicklung des Balkanraumes am Übergang von der Steinzeit zur Metallzeit ergibt. Interessant dabei ist vor allem die Entwicklung von Landwirtschaft, Handwerk und Kunst bis hin zu den geistigen und gesellschaftlichen Grundlagen des Lebens der Menschen von vor 6000 Jahren. In der Volksrepublik Bulgarien gibt es heute mehr als 400 unter Denkmalschutz stehende sogenannte „Siedlungshügel", die auf die größten urgeschichtlichen Siedlungen hinweisen. Einige von ihnen, zum Beispiel die von Karanove, Konjovska und Dipsizka Mogila, wurden weltbekannt. Die in diesen Hügeln enthaltenen Kulturschichten geben den Forschern wertvolle Aufschlüsse vor allem über das Siedlungswesen, den Hausbau und die Einrichtung der Häuser im Neolithikum und in der Kupferzeit. Die meisten von ihnen findet man in der Thrakischen Tiefebene und in Nordostbulgarien. Die in Freiburg ausgestellten Objekte stammen aus 65 ausgewählten Siedlungen und Gräberfeldern der Kupferzeit in Bulgarien und umfassen die bedeutendsten Dinge dieser Zeitepoche in Europa überhaupt.

Schale mit eingeritzten Ornamenten auf der Innenseite. Gefunden bei Krivodol, Bezirk Varna

Im Mittelpunkt stehen dabei vorrangig die großartigen Goldfunde aus Varna, die im übrigen ihre ganz besondere Bedeutung auch für die gesamteuropäische Frühgeschichte haben, da sie den ältesten wesentlichen Goldfund darstellen, den wir kennen.

Die Freiburger Ausstellung ist in der Lage, zum erstenmal die kompletten Beigaben der zentralen Gräber von Varna vorzustellen, wobei neben den Keramik-, Kupfer- und Steinbeigaben vor allem die umfangreichen Goldfunde besondere Beachtung verdienen. Allein in vier Gräbern fand man fast 2500 Goldbeigaben mit einem Gesamtgewicht von rund 19 Kilo. Das Grab Nr. 43 enthielt allein 1,5 Kilogramm Gold an Armbändern, Perlenschmuck und anderen Objekten. Diese Schätze stellen in der Menge ebenso wie in der Art ihrer Verarbeitung einen einmaligen Fund für diese Epoche der europäischen Urgeschichte dar. Goldene Zepter als spektakuläre Standessymbole, handgearbeiteter Goldschmuck, Armbänder, Tiersymbole aus Gold, goldene stilisierte Rinderdarstellungen, Golddiademe, Goldnägel und Waffenbeschläge, Tonmasken mit schmückenden Goldauflagen, die man vor allem in den sogenannten „Kenotaphen" (das sind Symbolgräber) fand, sowie die verschiedensten kleinen Schmuckstücke aus Gold fallen bei den ausgestellten Objekten besonders ins Auge und geben Kunde von dem hohen Grad des Goldschmiedehandwerks der Kupferzeit.

Bis heute wurde auf der Welt nichts so Eindrucksvolles, so weit Entwickeltes in so reichen Mengen gefunden wie das bulgarische Varna-Gold. □

Anthropomorphe Tonvase mit maskenartigem Gesicht. Die als Henkel gearbeiteten Arme halten ein Gefäß auf dem Kopf. Gefunden bei Hotnica, Bezirk Veliko Tarnovo (5. Jahrtausend v. Chr.)

Anthropomorphes Keramikgefäß mit einem Ausguß in Phallusform, vermutlich kultischen Zwecken dienend, gefunden bei Gabarevo (5. Jahrtausend v. Chr.)

Im nächsten Heft

Arnold Böcklin: Frühlingserwachen, 1880. Zürich, Kunsthaus

Arnold Böcklin: Hoch verehrt und gefeiert, heftig umstritten und abgelehnt – der Meister der „Toteninsel" war einer der großen Neuerer in der Kunst des 19. Jahrhunderts **Polen:** Einladung zu einer PAN-Leserreise, die zu den Kunst- und Kulturzentren des Landes führt **Zwerge:** Jeder kennt sie als Märchenfiguren. Doch sie haben auch in der Wirklichkeit eine Rolle gespielt, an vielen Königs- und Fürstenhöfen – und erscheinen auf Bildern berühmter Maler **Denkmalschutz:** Beispiele bewundernswerter privater Initiativen

PAN Nr. 2 erscheint am 31. Januar

PAN erscheint jeden Monat im Verlag Burda GmbH, 7600 Offenburg

VERLEGER UND HERAUSGEBER: DR. FRANZ BURDA

Redaktion

Text:
Dr. Willy Grafschmidt (verantwortlich), Eva-Gesine Baur (Redakteurin für besondere Aufgaben), Hans Jakob Kurz

Bild:
Werner Wieber (verantwortlich), Gabriele Henkel, Gudrun Thiel, Edith Viertel

Layout:
Eberhard W. Wolf

Imprimatur:
Egbert Kieser (Ltg.), Kurt Kläger, Werner Schiller, Thomas Trappe, Bernd Wetzel

Redaktionsverwaltung:
Kurt Werner

Auslandskorrespondenten:
London:
Johannes Gewiess, Burda Publications, Swan House, 37–39 High Holborn, London WC 1, Tel. 01–2420902, FS: 267402.
New York:
Fritz G. Blumenberg, Burda Publications, Inc, Rockefeller Center, Suite 1918, 1270 Avenue of the Americas, New York N. Y. 10020. Tel. (212) 757–1100, FS: (RCA) 236618.
Los Angeles:
Karen Martin, Burda Publications, Inc, Suite 714, 6430 Sunset Blvd., Hollywood, California 90028, Tel. (213) 462–1238, FS: (RCA) 194374.
Paris:
Beate Becker, 96, Avenue d'Iéna, 75116 Paris, Tel. 723 81 27 oder 723 57 43, FS: 610972.
Rom:
Corso Bojano, Via dell'Olmata 30, 00184 Rom, Tel. 46 02 00, FS: 00 43 610 503.
Für die Gesamtauslieferung in Österreich verantwortlich: Pressegroßvertrieb Salzburg, Ges. mbH & Co. KG, Niederalm 300, 5081 Anif, Tel. 0 62 46 / 37 21, FS: 02 2759.
Einzelpreis im Bundesgebiet 7 DM inkl. 7% MWSt., Abonnementspreis Inland 5 DM inkl. MWSt.
Auslandspreise: Belgien: 160 bfr; Dänemark 28 dkr; Kanarische Inseln 460 Ptas; Portugal 320 Esc; Schweden 29 skr; zuzüglich Auslandsporto.
Printed in West-Germany.
Grenzüberschreitende Lieferungen nur mit Zustimmung des Verlags.

Anzeigen:
Anzeigendirektor: Lothar Nadler, Anzeigenverkaufsleiter: Peter Kempf, verantwortlich für den Anzeigenteil: Herbert Scherer, Anzeigen-Preisliste Nr. 5, gültig ab 1. Januar 1985

Redaktionsdirektor:
Hasso G. Stachow

Vertriebsleiter: Jörg Schatz

Verlagsleiter: Horst Hilbertz

Verlag und Druck:
Burda GmbH, Postfach 12 30, Tel. (07 81) 84 01, FS: 7 5 280 099, 7600 Offenburg.

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung.

Sie finden einen neuen Freund für PAN –
und wir bedanken uns mit einer Aufmerksamkeit:

Schönes für Ihr Zuhause

Geben Sie Ihren Freunden und Bekannten den wertvollen Hinweis auf PAN. Europas große Kunst- und Kulturzeitschrift – und Sie werden dafür belohnt.

Für jede erfolgreiche PAN-Leserempfehlung können Sie sich aussuchen: Entweder das große Lexikon der Malerei oder das große Lexikon der Graphik – damit Sie noch besser informiert sind über die berühmtesten Meisterwerke dieser Welt.

Oder aber Sie möchten als Prämie die 36teilige Gläser-Serie Achat – für den Trinkgenuß aus dem richtigen Glas.

Empfehlen Sie PAN doch einfach weiter...

...denn wer könnte PAN besser empfehlen als Sie, lieber PAN-Leser. Als Abonnent oder regelmäßiger Leser Europas großer Kunst- und Kulturzeitschrift, kennen Sie unsere ausführlichen Berichte und Detail-Informationen über große Maler und großartige Gemälde, berühmte Bauwerke, fremde Kulturen, Naturwunder, Museen, Ausstellungen und vieles andere mehr.

Und Sie kennen die Vorteile, die ein PAN-Abonnent hat, wenn er PAN regelmäßig bezieht. Die pünktliche Frei-Haus-Zustellung Monat für Monat. Der Vorzugspreis – heute so attraktiv wie nie zuvor: PAN gibt es für den Abonnenten jetzt für nur 5,– DM statt 7,– DM im Einzelverkauf. Das ist eine Ersparnis von ca. 30 Prozent!

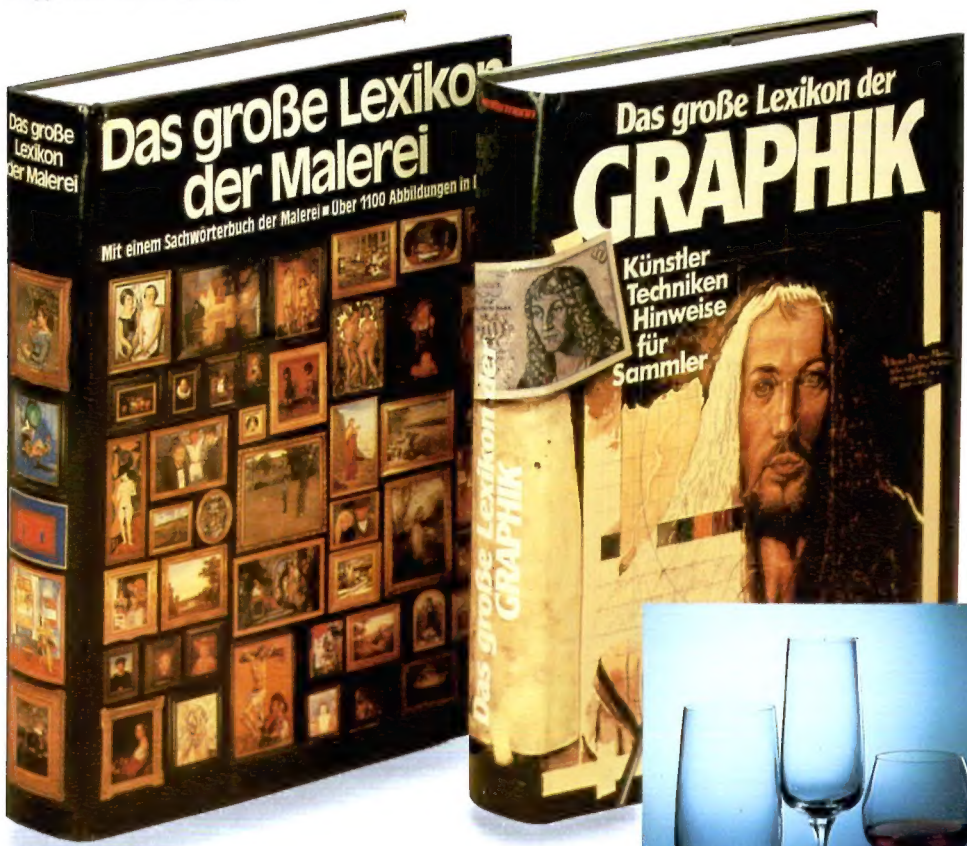
Wählen Sie aus, dann kann eine dieser Prämien schon bald bei Ihnen zu Hause sein.

DAS GROSSE LEXIKON DER MALEREI.
Ein Standardwerk von bleibendem Wert. Personenlexikon mit mehr als 1400 Monografien bedeutender Maler. Sachwörterbuch der Weltmalerei. Über 800 Seiten, über 1100 berühmte Werke in farbigen Abbildungen, Lexikon-Großformat 24,5 x 30,5 cm.

Für nur eine PAN-Empfehlung

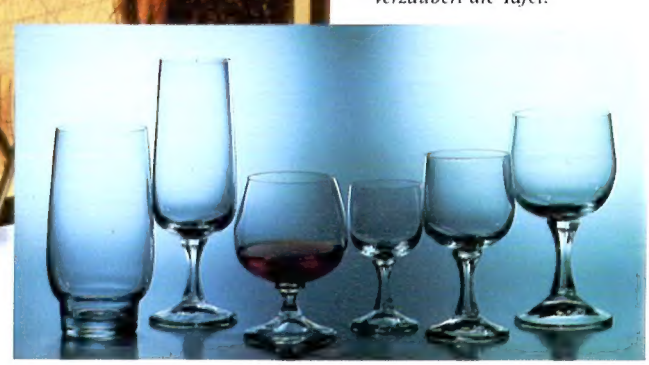
DAS GROSSE LEXIKON DER GRAPHIK.
Meisterhaft reproduziert und brillant gedruckt: Eine Sammlung der wichtigsten grafischen Werke. 512 Seiten, über 700 meist farbige Abbildungen. Format 24 x 30 cm. Efalin-Einband mit farbigem Schutzumschlag.

Für nur eine PAN-Empfehlung



Für nur eine PAN-Empfehlung

DIE 36TEILIGE GLAS-SERIE „ACHAT".
Nicht nur für Kunst-Genießer ist diese edle Gläser-Serie gedacht. Gehört doch zu unserer Kultur auch das Wissen um gutes Essen und Trinken – denn erst im richtigen Glas entfaltet ein Getränk seine sonst verborgenen Vorzüge – verzaubert die Tafel.



Nutzen Sie bitte die PAN-Angebotskarte Nr. 1

REICHER GENUSS ENTSPRINGT DER NATUR.

180 JAHRE ERFAHRUNG UND FELSQUELLWASSER MACHEN KROMBACHER PILS SO EINZIGARTIG.

Krombacher
mit Felsquellwasser gebraut